P.O. augl. 545 a/2

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur Im Lesesaal benützbar

27 6. 89

J. 2188

Die

Abtei von Pomeroy.

Von der Verfasserin von „East Lynne“.

In's Deutsche übertragen von Marie Orm.

Zweiter Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

Straßburg,
Druck und Verlag von R. Schultz und Comp.
1879.

Autorisirte Uebersetzung.

P.O. angl. 545 a/2

113 G

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I. Kapitel.

Entkommen.

Welch' furchtbare Lage! — Das Mondlicht fluthete in das Gemach und enthüllte dessen geisterhafte Unheimlichkeit; es beleuchtete die Gestalt Guy's, die sich vor dem Bilde der Nonne erhob: Guy's, der gekommen war, sie zu überraschen! — Sein schuldiges Weib — wenigstens der gemeinen Falschheit gegen ihren Gatten schuldig — sank vor Schrecken halb in die Kniee. Rupert sah sich bei ihrem Aufschrei verwundert nach dessen Ursache um.

Der Lord von Pomeroy trat hervor; seine Marmorzüge leuchteten fahl im Mondlichte. — Er schleuderte sein Weib, das vor Scham und Angst zu Boden gesunken war, weit fort aus dem Bereiche der Gefahr; er stieß mit dem Fuße nach ihr — dann blitzte es auf in seiner Hand, er hatte eine doppelläufige Pistole auf seinen Bruder abgefeuert. — Die Kugel ging fehl und schlug in die dunkle Täfelung der Wand ein — und doch hatte der Lord sonst eine sichere Hand. Ehe er nochmals feuern konnte, war ihm Rupert in den Arm gefallen und sie rangen mit einander um die Waffe. — Alice floh — das Geräusch des tödtlichen Kampfes folgte ihr, als sie stöhnend von Zimmer zu Zimmer, durch den Westflügel zur Treppe des Nordthurmes lief. — In ihrer Hast und Angst stürzte sie dieselbe herab und fiel gegen die Thür unten

an — und in diesem Augenblicke hörte sie, oder glaubte sie den zweiten Schuß zu hören, ohne jedoch dessen sicher sein zu können.

Im nächsten Augenblicke stand sie wieder auf und lief weiter! Sie erfaßte den Schlüssel, den Rupert in der Thür stecken gelas=sen hatte; aber ob sie denselben im Schlosse umdrehte, oder ob sie schon aufgeschlossen fand, das wußte sie weder damals noch später. — Wahrscheinlich hatte der Lord beim Eintreten die Thür unverschlossen gelassen; — wie er jedoch eindringen konnte, da doch Rupert die Thür von innen versperrt und den Schlüssel im Schlosse stecken gelassen hatte, das war ein Räthsel.

Die Thür, welche in den unteren Bogengang führte, stand halb offen. Alice flog hinaus in den Hof; sie sank auf eine der Bänke nieder, faßte deren Lehne fest an und verbarg ihr Gesicht daran — wie wir, von einem schrecklichen Traume auffahrend, nach dem ersten besten Gegenstande fassen, als wie zum Schutze gegen das Fürchterliche. — Sie stöhnte leise — nicht laut, aus Furcht von Jemandem gehört zu werden. Sie unterdrückte das Schluchzen der Todesangst; dann hob sie spähend den Blick zu dem Fenster des unheimlichen Gemaches und lauschte.

Zitternd und stöhnend kauerte sie auf der Bank und fühlte, daß jetzt der Tod eine Gnade wäre! — Sie beneidete die Holz=tafel, welche die Kugel empfangen hatte. — O, wäre es doch ihre eigene Brust gewesen! — Sie saß noch da, als es ein Viertel nach zehn Uhr schlug. — Mit aller Macht strengte sie ihr Gehör an, um die herabkommenden Schritte ihres Gemahls zu erlauschen — bei deren entferntestem Schalle würde sie in ihrer Scham wie ein elender Wurm unter die Bank geschlüpft sein. — Würde er herauskommen und sie tödten, wenn er sie hier erblickte?!

Es war wahrscheinlich, daß er geradeaus durch die Bogengänge schreiten würde. — Und Rupert? — Wann und wie würde er herabkommen?!

„Kann ich noch nicht in der Lady Zimmer gehen?“ hörte sie eine von den Mägden sagen, welche einer anderen im Corridore begegnete. „Es ist beinahe elf Uhr und das Zimmer ist noch nicht für die Nacht hergerichtet.“

„Nein“, erwiederte die Stimme Theresen's. „Die Lady sagte, sie wollte versuchen, ihre Kopfschmerzen auszuschlafen; ich sollte unter keinen Umständen in ihr Zimmer kommen, ehe sie nach mir klingelte. Die Thür ist verschlossen.“

Mrs. Pomeroy schauerte zusammen und hielt sich krampfhaft an der Bank fest.

Die Minuten schlichen; die Langsamkeit, mit welcher die Zeit verging, schien ihr tödtlich; endlich schlug die halbe Stunde. In dieser halben Stunde glaubte sie ein langes Leben der Reue und Todesangst durchlebt zu haben. — Keiner von ihnen war herabgekommen, weder Guy noch Rupert; sie war dessen sicher, denn ihr Gehör hatte in dieser qualvollen Nacht die höchste Schärfe erlangt. Sie sah zum Fenster auf. — Was ging dort oben vor? — Waren diese zwei Männer, die sich an Stärke und Gewandheit, vielleicht auch an Wildheit gewachsen waren, noch im Kampfe begriffen, bis einer von ihnen unterlag? — Waren sie Beide zu Tode getroffen? — Würde einer von ihnen siegen und wer würde es sein? So brachte sie in fürchterlicher Ungewißheit die Zeit zu, bis es elf schlug. Eine volle Stunde und keiner von Beiden war erschienen! — Waren Beide todt? — Ihr Herz schlug heftig; in ihrem Kopfe brauste es; ihre Schläfe pochten im Fieber.

Länger konnte sie es nicht ertragen. Sie fühlte sich wie von Irrsinn ergriffen; sie sprang auf, sie mußte zurück. Langsam, leise, Schritt für Schritt stahl sie sich durch den Bogengang zur Thür der Treppe und lauschte empor. Nicht der geringste Laut war hörbar! Vorwärts noch — vorsichtig Stufe für Stufe hinan — und wieder hielt sie an und lauschte. Nichts — nichts! — Und so noch weiter, durch den Westflügel bis zum letzten Zimmer; immer schleichend, immer lauschend. Bei der Thür des Westthurms, vor dem unheimlichen Zimmer, hielt sie an: wie wenig dachte sie jetzt an überirdische Erscheinungen! körperliche Wesen beschäftigten ihre Einbildungskraft ganz und gar. Die Thüre war nicht geschlossen; ein leichter Druck und sie würde weit aufffliegen; dieselbe Stille darin: ein ununterbrochenes nächtliches Schweigen, das mit jedem Augenblicke beängstigender, entsetzlicher wurde. Sie hätte ihr halbes Leben dafür gegeben, einen von Guy's Flüchen oder Rupert's Sarkasmen zu hören. Todt? — waren sie Beide todt? — und um sie gestorben?!

Sie stieß die Thür auf, dann wich sie wieder zurück und drückte sich an die Mauer, aus Furcht, ihre Bewegung könnte im Zimmer Aufmerksamkeit erregt haben; doch kein Laut, nicht das geringste Geräusch verrieth die Nähe eines lebenden Wesens. So zog sie endlich den Vorhang bei Seite und blickte spähend in's Gemach. Aus der Mondhelle des Hofes gekommen, konnte sie zuerst in dem Zimmer nichts sehen als Finsterniß. Der Mond auch war hinter einer Wolke verschwunden und tiefe Nacht umhüllte Alles. Noch immer keine Bewegung, kein Ton, kein Laut; endlich wagte sie es, das Zimmer zu betreten. Sie wollte sich, einer undeutlichen Empfindung folgend, zum Fenster stehlen,

um an demselben (das nun wieder matt erhellt war) stehend abzuwarten, bis sie sich an die Dunkelheit des inneren Raumes gewöhnt haben würde; — sie tappte, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, vor sich hin, als sie plötzlich über etwas fiel. Ihre Hand vor sich streckend, um sich im Falle noch aufzuhalten, berührte sie etwas — war es eine Hand oder ein Gesicht?! — Dieses Etwas fühlte sich eiskalt an, — sie fuhr zurück.

Ihre Angst erreichte den Höhepunkt; ihre Nerven ertrugen es nicht länger. Schrei auf Schrei ausstoßend, stürzte sie in wilder Flucht den Weg zurück — mit solch verzweiflungsvoller Eile, als folgte ihr der Todte auf den Fersen. Ihr Schreien wurde in der Abtei vernommen. Die Diener liefen mit Lichtern herbei; die Gäste, welche eben den Hof betreten hatten, um ihre Cigarren zu rauchen, eilten nach derselben Richtung. Allen entgegen flog Mrs. Pomeroy mit leichenblaß verzerrtem Gesichte. Die Diener fingen sie auf und sie lag krampfhaft schluchzend in ihren Armen. Mrs. Wylde kam dazu.

Alle drängten sich an Mrs. Pomeroy heran; allgemeine Bestürzung herrschte. Aufregung und Angst hatten einen Anfall von Convulsionen herbeigeführt; sprach- und bewußtlos schluchzte und stöhnte Alice in krampfhaften Zuckungen. Sie konnte lange nicht sprechen; nur so weit raffte sie sich endlich auf, um mit heftigen Handbewegungen schaudernd bald nach der Treppe im Nordthurme, bald nach dem unheimlichen Zimmer im Westthurme zu deuten. Was sie mit dem Nordthurme meinte, konnte Niemand verstehn; denn man konnte nicht ahnen, daß er aufgeschlossen war. Die andere Bewegung nach dem Westthurme war verständlicher, und die Diener riefen einstimmig aus: „Sie hat den Geist gesehen!“

„Geht, eilt“, preßte Alice endlich zwischen den Zähnen heraus, „dort“, indem sie nach dem unheimlichen Zimmer wies. „Jemand liegt todt dort!“

Man hielt diese Worte anfangs natürlicherweise für Raserei ihrer aufgeregten Phantasie; nichts destoweniger schlich sich der alte Jerome hinweg von der Versammlung zu seinem Schlüssel=schranke und dann zu dem Nordthurme. — Hatte er das Fehlen seiner Schlüssel entdeckt? — Er kam von der Treppe des Nord=thurms mit einem Gesichte, dessen Bestürzung beinahe derjenigen seiner Herrin gleich kam.

„Wer will mit mir gehn?“ sagte er, erst die Herren und dann die männlichen Diener mit dem Blicke dazu auffordernd. „Sind sie im Kampfe begriffen, möchte ein Mann nicht genügen, sie auseinander zu bringen.“

Alle waren dazu bereit, obwohl keiner sich im Entferntesten vorstellen konnte, weshalb sie sich in jenen Theil des Gebäudes begaben, welch' Entsetzen ihrer dort harrte.

In einer Masse bewegten sie sich gegen die Nordtreppe; meh=rere trugen Lichter. Einer von den Gästen, Lord Sones, zog Jerome bei Seite.

„Was fürchten Sie?“ fragte er.

„Ich fürchte — ich fürchte — einen Streit“, sagte er langsam.

„Einen Streit? — Zwischen wem?“

„Nein, mein Lord, ich weiß nichts. Ich bitte, halten Sie mich nicht zurück.“

Jerome nahm ein Licht aus der Hand eines Dieners und führte, voranschreitend, die Folgenden durch den Westflügel. An der Thür des unheimlichen Zimmers hielt er an und wandte sich um.

„Ich muß zuerst allein hineingehen", sagte er mit dem Tone der Autorität. „Ich bin der älteste Beamte dieses Hauses und stehe im Vertrauen der Familie — ich fordere dies."

Er trat ein und ließ den Vorhang hinter sich zufallen; Niemand versuchte es, ihm zu folgen. In weniger als einer Minute jedoch hob er den Vorhang wieder und sprach — es klang wie ein Schmerzensschrei:

„Treten Sie herein. — O wehe, wehe!"

Mit zurückgehaltenem Athem drängte sich einer nach dem andern hinein. — Wehe, wehe! hatte Jerome mit Recht gerufen: dort lag der Lord von Pomeroy todt am Boden. — Sein Gesicht war es, das sein Weib im Fallen berührt hatte.

So hatte ihn also Rupert überwältigt! hatte in dem tödtlichen Kampfe die Pistole an sich gerissen und seinen unglücklichen Bruder erschossen! — Die Kugel wurde späterhin in seinem Kopfe gefunden. — Der untere Theil des Gesichtes war überdies wie von Schlägen theilweise verunstaltet und zerstört.

Man erinnere sich, daß diejenigen, welche nun auf den todten Lord blickten, keinen Schlüssel zu dem Trauerspiele, dessen Ursache und Verlauf besaßen, noch den Thäter im Entferntesten errathen konnten. Jerome ahnte vielleicht den Sachverhalt, doch schwieg er. — Entsetzt und verwirrt begannen sie das Zimmer zu durchsuchen, um einen Anhaltspunkt zur Lösung des Geheimnisses zu entdecken; sie ließen das Licht ihrer Fackeln hierher und dorthin fallen, ohne die geringste Spur zu entdecken. — Wer hatte das gethan? — Wie und warum war das Schreckliche geschehen? — Nichts war in dem Zimmer zu sehen, außer der gewöhnlichen verfallenen Einrichtung, dem Staube auf dem Fußboden, in welchem man die deutlichen Spuren des Kampfes sah, und dem

beschädigten Bilde der Nonne, das so still und ruhig aus seinem Rahmen blickte.

„Was ist dies?“ rief einer der Herren, einen grauen Mantel vom Boden aufhebend und ihn zur Ansicht ausbreitend. „Der Mantel gehörte nicht dem Lord. Ah — ha! das wird zu einer Entdeckung führen.“

„Ich kenne diesen Mantel“, unterbrach ihn ein Diener, „er gehört dem Pater Andrew. Er trägt ihn dann und wann, wenn er an Winterabenden in die Abtei kommt.“

„Pater Andrew's Mantel!“ wiederholte die Versammlung, und sie begannen dem Diener solche Behauptung zu verweisen.

„Ich könnte darauf schwören“, sagte der Mann hartnäckig. „Ich erkenne ihn an den zwei Rissen am unteren Rande. Der Pater sagte, er wäre an einem windigen Abend mit dem Mantel an einer Gitterthür hängen geblieben.“

Pater Andrew, ein Priester, ein Mann des Friedens und der Liebe — und den Lord angreifend! — Denn auf dies schienen die Worte hinzudeuten. — Das war unwahrscheinlich; die Auffindung des Mantels war unerklärlich. — Jerome, der sich auf den Rand eines der Sammetsitze niedergelassen hatte, erhob sein jammervolles Gesicht und schüttelte leise das Haupt. — Hier war kein Raubmord geschehen, das war ersichtlich. Des Lords Siegelring war an seinem Finger; seine werthvolle Uhr und Kette waren nicht berührt worden. Als später seine Taschen untersucht wurden, fand man Schlüssel, Notizbuch, Geldbörse und das mit dem großen Wappen gezeichnete Sacktuch (nur der Lord gebrauchte jenes Wappen, die jüngeren Söhne ein viel einfacheres). — Die Kleider waren stark zerrissen und zeugten von der Heftigkeit des Kampfes. — Aber Pater Andrew? Was konnte ihn herbeigeführt

haben, wäre es auch nur als Zuschauer — oder wie kam sein Mantel hierher? Und wo war Pater Andrew nun — und wo war der Mörder hingekommen?

Die Frage bezüglich des Priesters war bald beantwortet. — Wer kam eben herbei und betrat das Zimmer als der ehrwürdige Pater selbst? Seine Gestalt, so rund und kräftig, sein röthliches Gesicht, so lustig wie immer, bot ganz den Gegensatz zu der Vorstellung, die man sich von einem mitternächtlichen Mörder macht. Die erschreckten Weiber des Haushaltes hatten in aller Eile nach ihm gesandt.

„Was geht hier vor?“ rief er mit seinem breitesten Lächeln. „Hat Jemand den Geist gesehen?“

Sie machten Raum für ihn und leuchteten auf den Boden. — Pater Andrew's Gesicht veränderte sich; entsetzt trat er einen Schritt zurück.

„Wer ist es?“ stammelte er. „Wie geschah es?“

„Es ist der Lord; er scheint angegriffen und ermordet worden zu sein“, sagte hastig einer der umstehenden Diener. „Kennen Euer Ehrwürden dies?“ frug der Sprecher, indem er den Mantel emporhob.

„Das ist mein Mantel“, sprach der Priester.

„Wie kam er hierher, Pater?“

Ein Licht, das ihm Entsetzen verursachte, schien dem Priester zu dämmern. — „Ich lieh diesen Mantel — einem — einem Freunde“, flüsterte er.

„Wem?“

Der Priester schwieg. Er schien unwillig diese Frage zu beantworten. Lord Sones trat an ihn heran — er war kein römischer Katholik.

„Sir", sagte er zu Pater Andrew, „es scheint mir und ohne Zweifel auch allen anderen hier Anwesenden, den Gästen dieses Hauses, so wie den erprobten Dienern meines armen Freundes, der nun hier todt vor uns liegt, daß es die Pflicht von Ihnen erheischt, uns zu sagen, wem Sie den Mantel geliehen haben. Eine entsetzliche That ist begangen worden, und dieser Mantel ist der einzige Anhaltspunkt, den wir bis jetzt besitzen, um den muthmaßlichen Thäter zu finden. — Sie müssen es offen aussprechen, wem Sie ihn liehen."

„Rupert Pomeroy. — Er kam gestern und borgte ihn von mir."

Eine Pause der Bestürzung folgte. Der arme Pater Andrew, der in seiner Anhänglichkeit an die Pomeroys nur mit dem größten Widerstreben gesprochen hatte, stöhnte schmerzlich auf.

Die allgemeine Aufregung war ohne Gleichen. Niemals noch hatte etwas Aehnliches diese entlegene Grafschaft aus ihrer Ruhe erschreckt. Der Lord von Pomeroy war von seinem eigenen Bruder Rupert ermordet (so nannten es die Leute) worden.

Die Polizei nahm die Sache in die Hand; die Dienerschaft wurde der Kreuz und Quere nach verhört, die Abtei durchsucht, die einzelnen Details sorgfältig gesammelt.

Während die Todtenflagge noch über den Abteithoren wehte und der arme Lord, nach dem Gebrauche der Pomeroys, in der Kapelle aufgebahrt lag, wurde so Manches, das in den Tagen vor seinem Tode vorgefallen war, bekannt — und auch die Bewegungen seines falschen und thörichten Weibes. Man entdeckte ihre heimlichen Besuche des alten Wachtthurms, und das zweite Billet, das ihr Rupert geschrieben hatte und in welchem er sie

einlud, mit ihm im Westthurme zusammen zu kommen, ward gefunden. Wie wir uns erinnern, hatte sie jene erste Note in kleine Stücke zerrissen und in alle Winde gestreut; ewig schade, ihres guten Namens wegen, daß sie mit der zweiten nicht eben so verfahren. Als die Polizei die Abtei durchsuchte, um möglicherweise eine Spur zu finden, welche Licht auf das feindliche Zusammentreffen der Brüder werfen konnte, fand sie jenes Blatt Papier, und dessen Inhalt wurde bekannt. Das Resultat war kein günstiges für Mrs. Pomeroy. Die Unvorsichtigkeit und das Thörichte ihrer Zusammenkünfte mit Rupert waren allein genug gewesen, sie dem Tadel auszusetzen, und in solchen Fällen pflegt die Welt der Handlungsweise einer Frau die ärgste Auslegung zu geben und sie darauf hin zu verurtheilen. Mrs. Pomeroy's persönlicher Zustand war bemitleidenswerth. Sie leugnete nichts und gab nichts zu; in einem anscheinend halb bewußtlosen Zustande lag sie da — die Bitterkeit ihrer Gefühle, die sie in sich selbst verschloß, kann keine Feder beschreiben. Die Aerzte fürchteten für ihren Verstand.

Rupert war entkommen; wie und auf welche Art konnte Niemand ahnen. Die Polizei nahm an, daß er noch irgendwo in Abbeyland, vielleicht sogar in der Abtei selbst verborgen war, und setzte ihre Nachforschungen fort. Kein einziger Mensch, so viel man erfahren konnte, hatte ihn jedoch seit jenem Unglückstage gesehen! Gaunt erklärte, wahrheitsgemäß, daß er nicht in's Försterhaus zurückgekehrt war; die dort befindlichen, Rupert angehörigen Sachen blieben daselbst unzurückgefordert liegen. Anschlagezettel mit der Ueberschrift „Mord" in großen Lettern boten an allen Ecken und Enden eine Belohnung von zweihundert Pfund für die Einlieferung von Rupert Pomeroy.

So bald als möglich, nachdem die Trauernachricht sie erreicht hatte, kam Joan Pomeroy mit ihrem Schwager Henry Capel in der Abtei an. Entrüstet, entsetzt, zu Tode betrübt, hörte Joan die näheren Details über den gewaltsamen Tod ihres Bruders und die Schande, die das Weib, das er sich erwählt hatte, über ihr Haus gebracht hatte. Ob Alice nun eines wirklichen Verbrechens schuldig oder nicht schuldig war, so hatte sie doch den ersten Anlaß zu dem folgenden Unglücksfall gegeben; sie hatte diesen Jammer herbeigeführt, so sicher wie nur etwas auf dieser Welt ein Unheil herbeiführen kann.

In ihrem bitteren Schmerz machte Joan Alice Vorwürfe. Sie sprach nicht laut, nicht scharf, aber mit strenger Wahrheit. Alice schauderte und antwortete nichts. Mrs. Wylde hätte gerne ihrer Tochter Vertheidigung übernommen; aber sie begann in einer unsichern, zögernden Weise, und Joan ging, ohne sie anzuhören, aus dem Zimmer. Mrs. Wylde konnte den unglücklichen Mann, der unvorbereitet, unversöhnt mit Gott gestorben war, nicht zum Leben zurückrufen. So lange Joan lebte, würde ihr Herz um ihren unglücklichen Bruder trauern.

Ein trauriges Leichenbegängniß, eine feierliche Ceremonie, die Guy, Lord von Pomeroy zu seiner letzten Ruhestätte begleitete: doppelt traurig durch die furchtbaren Umstände seines frühen Todes. Von weit und breit kamen die Leute wieder herbei, wie sie zur Bestattung des alten Lord gekommen waren: hohe Würdenträger der Kirche, Freunde, Edelleute der Nachbarschaft, Verwandte und Bedienstete. Leolin Pomeroy kam über den Kanal herüber, um als der Haupttrauernde zu fungiren.

Bis zur letzten Stunde war Guy in der Kapelle aufgebahrt gelegen. Manche Thräne wurde über ihn vergossen, manches

Schluchzen unterdrückt. — Pomeroy, hieß es, würde niemals einen besseren Herrn kennen. Guy mochte streng und kalt von Manieren gewesen sein, sein Herz war großmüthig gewesen. — Er mochte Unrecht bestraft, aber niemals Unrecht gethan haben; helfen mochte er, aber nicht bedrücken.

Und so wurde er mit großem Aufsehen und Ceremonie in die kühle Gruft der Kapelle, neben seinen verstorbenen Vater gelegt, und die vielen Leute des Zuges ließen ihn dort und gingen heim. Die Todtenflagge, welche über den Eingangsthoren der Abtei wehte, wurde abgenommen und durch das Trauerwappen ersetzt. Und Joan sagte sich in ihrem abergläubischen Herzen, dies wäre nun die Erfüllung der Prophezeiung — oder nur deren Anfang? Wer wußte es?

Jerome verließ bei seiner Rückkehr von der Bestattung die Abtei um seinen bleibenden Aufenthalt im „Keep" zu nehmen. Dieses große Unglück hatte den treuen Diener der Pomeroys sichtlich erschüttert. Seit dem Schreckenstage blieb sein Aussehen ein verstörtes und sein Benehmen war so ängstlich, als fürchtete er seinen eigenen Schatten. — Er sagte zu Joan, als er sie um Erlaubniß bat, den Dienst verlassen zu dürfen, „seine Beschäftigung in der Abtei sei zu Ende, er möchte sich nun in den Wachtthurm zurückziehen". — Thränen rannen ihm über die Wange, während er sprach. „Mrs. Pomeroy wollte er nicht dienen und der neue Lord Georg war nicht da." — Denn der abtrünnige Rupert — der noch immer gesucht wurde, um vor den Gerichten seines Landes sich seiner That wegen zu verantworten — konnte nicht das Erbe der Herrschaft antreten und Georg war der Lord von Pomeroy.

„Jerome", — Miß Pomeroy ergriff die Gelegenheit um diese

Frage zu stellen, — „können Sie sich vorstellen, wo er sein kann?“

Aber Jerome, anstatt zu antworten, blickte sie nur flehentlich an — als bäte er sie schweigend, den Gegenstand fallen zu lassen. Joan fiel es auf, daß er etwas verwirrt aussah.

„Ich spreche von meinem unseligen Bruder Rupert, Jerome; er muß in der allgemeinen Verwirrung jener Nacht aus der Abtei entkommen sein. Haben Sie eine Vorstellung, wo er sein kann?“

„Leider nein!“ seufzte der alte Mann.

„Aber, Jerome, ich kann nicht umhin zu vermuthen, daß Sie um seine Besuche im Westthurme wußten.“

„Bei allen Heiligen, die mich hören“, und Jerome bekreuzte sich, „erkläre ich, daß ich davon nichts wußte. — Ich wußte nichts davon, weder am ersten noch am zweiten Abende. Der Gedanke, daß er solches wagen könnte, war mir niemals gekommen.“

Joan rang die Hände. Es gab Momente, in welchen der Jammer, der über ihr unglückliches Haus gekommen war, schwerer auf ihr lastete, als sie ertragen zu können glaubte.

Monate lang hütete Mrs. Pomeroy das Zimmer, ihren Schmerz, ihre Reue und Verzweiflung pflegend. — Sie lebte in der fürchterlichen Angst, Rupert könnte gefunden werden. Wie das Frühjahr herankam und das Wetter sich aufklärte, konnte man zuweilen, in den gedeckteren Partien des Gartens wandelnd oder unter den düstersten Bäumen sitzend, eine traurige, in tiefes Schwarz gehüllte, verschleierte Gestalt erblicken. Sie bewohnte jetzt nur einen Theil der Frontseite der Abtei — denjenigen, der

zwischen den Eingangsthoren und dem Südthurme lag — und ihr Haushalt war eingeschränkt. Wenige Diener gehörten demselben an; der Rest war ohne Beschäftigung und wartete auf die Heimkehr des neuen Herrn.

Georg Pomeroy beeilte sich nicht, heimzukehren. — Als ihn die Nachricht von seiner Erbfolge in Indien erreichte, schrieb er, einen Agenten oder Verwalter bestellend, der für ihn handeln sollte. Dieser Verwalter war John Gaunt, der Gentleman-Förster. Georg Pomeroy verlieh ihm unumschränkte Gewalt und Autorität: sowohl in als außer der Abtei sollte er unbeschränkt als Herr walten. Gaunt zeigte sich äußerst höflich und rücksichtsvoll. Er behandelte Mrs. Pomeroy mit größter Achtung; in allen Angelegenheiten, die sie früher angegangen hatten, ihre Wünsche und ihre Meinung einholend. — Nur einmal liefen ihre Wünsche seinen Maßregeln direkt entgegen. — Sie erließ plötzlich den Befehl (es mochte zwölf Monate nach ihres Gemahls Tode sein), den Westflügel zu öffnen, ihn zu reinigen und neu herzustellen; ferner den Westthurm von demselben gänzlich abzuschließen. — Gaunt schlug es ab; er sagte: dies könnte nicht geschehen. Er machte Mrs. Pomeroy seine Aufwartung und sagte ihr, er könne ihrem Befehl seine Sanction nicht geben, ohne die besondere Zustimmung des Lord. — „Schreiben Sie ihm", sagte Mrs. Pomeroy kurz und höflich, und Gaunt schrieb. — Die Antwort von Indien kam, so schnell sie die überseeische Post bringen konnte. Sie bestand in dem Verbot den Westflügel in irgend einer Weise zu verändern: weder dieser noch der Thurm dürfte berührt werden. Dem folgte ein bestimmter Befehl an Gaunt, den Flügel zugesperrt zu halten und Niemanden zu gestatten, denselben unter welch' einem Vorwande zu betreten.

„Der neue Lord hat den ganzen Pomeroy-Aberglauben an sich", erklärte man im Dorfe, als dies Verbot bekannt wurde. „Er will nicht, daß in jenem Flügel etwas verändert werde."

Die Nichtrückkehr Georg Pomeroy's berührte seine Familie und besonders Joan unangenehm. War es erhört worden, daß ein Lord von Pomeroy ferne von seiner Domaine lebte? Joan hatte darüber ihre besondere Meinung.

„Ich weiß, warum er nicht kommen will", bemerkte sie eines Tages zu Henry Capel. „Georg war immer ritterlich besorgt um anderer Leute Gefühle. Er bleibt aus Rücksicht gegen den armen, verbannten Wanderer fort."

Mr. Capel begriff nicht und sagte dies.

„Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge, würde Rupert das Erbe Guy's angetreten haben. — Wie die Dinge stehen, wurde er übergangen und Georg trat an seine Stelle. — Georg fühlt das; er will nicht, aus Rücksicht für Rupert's Gefühle, seine Rechte als Lord von Pomeroy antreten", fügte Joan hinzu.

Henry Capel zog die Lippen ein. „Eine sonderbare Auslegung, Joan. Man könnte beinahe glauben, du wünschtest selbst dem elenden Manne Achtung und Rücksicht zu bezeugen."

„Nein. Aber du kennst Georg nicht. — Je elender ein Mensch ist, desto sorgsamer wird er sich hüten, auf ihn zu treten. — Er wird ein oder zwei Jahre lang ausbleiben und dann heimkommen."

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß sich etwas Erwähnenswerthes zutrug. Rupert wurde nicht gefunden; Georg kam nicht zurück. Kriegsgerüchte verbreiteten sich in Indien und er wollte in solch' unruhiger Zeit die Armee nicht verlassen, so schrieb er.

Die Sage von einer Verheirathung Georg's hatte Europa einige Zeit früher erreicht, doch da diese Nachricht der Bestätigung von Seiten des Capitäns ermangelte, wurde sie von der Familie als unrichtig verworfen. Der Lord von Pomeroy würde sich nicht heimlich verheirathen, diesen wichtigen Schritt nicht thun, ohne seine Familie in aller Ordnung davon in Kenntniß zu setzen. Das Weib des Lord von Pomeroy konnte sich nicht verstecken.

Als endlich fünf Jahre und mehr vorübergegangen waren, seit seinem Erbantritte, ohne ihn heimgebracht zu haben, wurde Joan ungeduldig und schrieb ihm einen strengen Brief über die Pflichten, welche er Pomeroy gegenüber hatte, als Herr des Grundes. Sie stellte ihm vor, daß es seine Schuldigkeit wäre, heimzukehren und sein Erbe anzutreten.

Ach, Georg Pomeroy sollte niemals heimkommen und seine Stellung als Lord von Pomeroy einnehmen! — Ehe noch Joan's Brief die indische Küste erreicht hatte, war der Krieg ausgebrochen und Georg Pomeroy im Felde gefallen. Als die Nachricht von seinem Tode kam, verbreitete sich tiefe Trauer in Pomeroy, denn Georg war aller Welt Liebling gewesen. — Niemals noch war ein Lord von Pomeroy entfernt von seinen Gütern gestorben, und die Abtei betrauerte diesen Umstand eben so sehr, als seinen Tod selbst. — Wieder einmal wehte die Todtenflagge über den Thoren der Abtei von Pomeroy, während in der Kapelle Messen für die Seelenruhe des letztverstorbenen Lord von Pomeroy gelesen wurden.

Und der jüngste der vier Söhne, Leolin, trat die Erbschaft als Lord von Pomeroy an.

II. Kapitel.

Bei der Herzogin von St. Ives.

Die Londoner Saison stand in höchster Blüthe. Der klare Nachthimmel war mit Sternen besäet — und die glänzenden Gestirne dieser niederern Region drängten sich zu einem der größten und fashionabelsten Häuser der Riesenstadt; — groß in Bezug auf die flüchtige, mit eiserner Hand regierende Göttin Mode, dem äußeren Ansehen nach freilich nicht größer, wie so manches andere Haus.

Dies war das Stadthaus der Herzogin von St. Ives, einer reichen und noch schönen Wittwe von kaum zwei und vierzig Jahren. Sie hatte lange Zeit ihre Welt in ihrem eigenen Namen regiert und nun beherrschte sie sie noch in demjenigen ihres Sohnes. Es war die erste Saison, die er seit seiner Volljährigkeit in London zubrachte und die „Welt" gerieth über den jungen Herzog ganz außer sich. Mütter machten ihm offen den Hof, Töchter mehr verstohlen. (Die jungen Damen jener Tage waren noch nicht gewöhnt, so selbstständig und ohne Erröthen auf Werbung auszugehen, wie heute.) — Es galt aber auch keinen kleinen Preis — die Herzogin von St. Ives zu werden!

Ein elegant gebauter Wagen fuhr in die lange Reihe ein und näherte sich mit den anderen nach und nach dem Thore jenes

Hauses. Nun gelangte er vor dasselbe und die Comteß von Essington stieg mit ihrer Töchter Dreizahl aus demselben. Die majestätische Gräfin, die sich so gewichtig vorkam, wie die Herzogin selbst und sich eben so kühn und unabhängig in ihren Handlungen zeigte, hatte ihre Töchter alle mitgebracht: die Ladies Mabel, Geraldine und Anna Hetley. — Mabel und Geraldine glichen ihrer Mutter; sie waren stattliche, imponirende Erscheinungen, mit regelmäßig geschnittenen Zügen — schöne Mädchen, aber kalt, als wären sie aus parischem Marmor gemeißelt. Anna war von ihren Schwestern sehr verschieden; sie hatte nichts von Marmor oder Majestät an sich; ein hübsches, anmuthiges Mädchen, mit sanften, scheuen und doch heiteren, blauen Augen, welche sich hinter langen, seidenen Wimpern verbargen, wenn sich ein Blick zu tief in sie versenken wollte, mit einem lieblichen, erröthenden, mit Grübchen gezierten Gesichtchen, und einem reizenden Munde, der immer bereit war zu lächeln und unbewußt zwei Reihen weißer Perlen zu enthüllen.

Ein Augenblick konzentrirter Aufmerksamkeit nach den ersten Empfangsförmlichkeiten, dann wurden die Gräfin und ihre Töchter zu nichts weiter als zu einzeln strahlenden Tropfen in dem Glanzmeere, das die gastlichen Räume der Herzogin durchströmte.

Lady Anna saß neben einer jungen Dame, mit welcher ihre Familie in intim freundschaftlichem Verkehre stand.

„Sind Sie heute auch hier, Anna? — Ihrer drei! — Welch' eine Idee!"

„Es blieb nichts anderes übrig", lachte Anna. — „Das ist heute der Ball der Bälle, wie Sie wissen, und weder Mabel noch Geraldine wollten ihr Privilegium als ältere Schwestern

um meinetwillen aufgeben; Mama aber wünschte nicht, daß ich wegbliebe — weil — weil....."

„Nun, ich verstehe den Rest; — fahren Sie in Ihrer Erzählung fort."

„Was soll da geschehen?" sprach Mama heute Morgen beim Frühstück. „Geraldine, ich wünschte, du möchtest für dies eine Mal deinen Platz Anna abtreten." — „O, durchaus nicht", erwiederte Geraldine, „so etwas läßt sich gar nicht als möglich voraussetzen!" — „Dann will ich euch alle mitnehmen", sagte Mama. — „Das ist eine noch größere Unmöglichkeit", warf Mabel ein, „so etwas ist noch gar nicht erhört worden." — „Ich kann thun, was andere nicht wagen dürfen", schloß Mama in ihrer erhabenen Weise."

„Und so kamen Sie hierher?"

„Ich weiß nicht, ob Mama mich wirklich Mabel zum Trotz mitgenommen hätte, denn Mabel ist in ihren Ansichten, wie Sie wissen, sehr entschieden und Mama giebt ihr in vielen Stücken nach. — Aber hören Sie weiter: der Herzog besuchte uns und begann mit mir von dem heutigen Abend zu sprechen; — er wollte von mir das Versprechen auf ich weiß nicht wie viel Tänze haben — ich glaube zwei Tänze sollte ich mit ihm für jeden einzelnen Tanz, den ich Jemandem anderen gab, tanzen — und noch mehr solchen Unsinn plauderte er. — „Ich bin Ihro Gnaden sehr verbunden", sagte ich mit einem tiefen Knix, „aber ich komme nicht zum Balle." Sie hätten sein Gesicht sehen sollen. — „Sie kommen nicht!" rief er, als er Worte finden konnte. — „Gewiß nicht. Ich bin die Jüngste und meine Schwestern haben den Vorrang vor mir: Sie sehen die Unbequemlichkeit, drei Mädchen in einer Familie zu haben." Gleich wandte sich der Herzog

zur Mama und sagte..... Ich hörte nicht zu, aber das Resultat ist, daß ich hier bin."

Die junge befreundete Dame hörte Anna's Geplauder zu und spielte mit ihrem Fächer. „Anna", sagte sie, „es braucht sich Niemand mehr um den Herzog zu bemühen: wir können ihn ohne Weiteres Ihnen überantworten und zwar sollten wir dies gutwillig und mit Anmuth thun, denn es bleibt uns doch nichts anderes übrig. Sie haben Glück, Anna."

„Glück — worin?" rief Anna schnell.

„Ihn erobert zu haben. Sie könnten morgen Herzogin von St. Ives sein!"

„Könnte ich das? — Es wird nichts dergleichen geschehen. Ich möchte ihn an Andere abtreten — an Sie, oder an Mabel."

„Sie wissen, Sie können Herzogin sein, und Sie wissen, daß Sie es sein werden. — Hier kommt er, treu seiner Lehenspflicht. Und nun muß man Ihnen wohl für den ganzen Abend Adieu sagen, das sehe ich schon voraus."

Lady Anna blickte nach dem Herzog von St. Ives. Er wand seinen Weg zu ihr durch vielerlei Hindernisse; denn von allen Seiten wurde er von den Damen, welche mit feinen Leinen nach ihm angelten, aufgehalten. „Er wird zwanzig Minuten brauchen, bis er hierher dringt", lachte Anna.

„O Anna, welch reizendes Bouquet!" rief plötzlich die junge Dame aus, jetzt erst Anna's Blumen bemerkend. „Wer sandte es Ihnen?"

„Wie kann ich das sagen?" erwiederte Anna mit niedergeschlagenen Augen und gerötheten Wangen. „Es wurde für mich abgegeben kurz vor unserer Abfahrt."

„Er hat Geschmack, wenn diese Blumen unter seiner Anordnung zusammengesteckt worden sind."

„Wer hat Geschmack?"

„Wer! — Sie können diese reizende Unwissenheit affectiren — jetzt, da Sie seiner sicher sind — St. Ives natürlich."

„Aber ich bin seiner gar nicht sicher", lachte Anna wieder. — „Und ich weiß in der That auch nicht, ich glaube nicht, daß er das Bouquet geschickt hat. — Ein anderes kam auch, das weniger schön war. „O, dieses reizende Bouquet kommt gewiß vom Herzog", rief Mama, dieses hier bezeichnend; „nimm dieses auf den Ball, Anna", und ich sagte nichts und gehorchte, aber ich hielt das andere für dasjenige des Herzogs."

„Der Herzog wird wohl nur das eine geschickt haben?"

„Natürlich."

„Wer sandte das andere?"

„Kann ich das wissen? — Da doch die ganze Welt darnach strebt, mir Bouquete schicken zu dürfen", lachte Lady Anna mit einem reizenden Anflug von Coquetterie. Anna Hetley war heute Abend in besonders angeregter Stimmung.

Der Herzog von St. Ives gelangte endlich bis zu Lady Anna und führte sie mit sich fort. Er war groß — zu groß und zu schlank; er glich ganz und gar einem Maibaume. Seine Gesichtsfarbe war licht, seine Augen mild und sein Ausdruck sanft und gutmüthig. — In der Schule zu Eton hatte man ihn das „Milchgesicht" genannt, und dieser Spitzname war ihm geblieben. „St. Ives ist noch immer der langweilige Mensch, es steckt kein Teufel in ihm", spotteten zuweilen die jungen Männer, seine Freunde, welche nur zu viel von dem, was dem Herzog mangelte, in sich hatten.

Die Quadrille ward durchspaziert, der Walzer durchgetanzt. Andere Tänze mit anderen Tänzern folgten. Eben als Anna in einer geschützten Ecke einen Augenblick der Erholung genoß, kam ein anderer Herr auf sie zu, der jetzt erst eingetreten war. — Mehr als mittelgroß, jedoch nicht von auffallender Höhe, war er ein junger Mann von ausgezeichnet feinem Aussehen und Wesen. Sein reiches Haar war dunkelbraun, seine grauen Augen waren glänzend klar und seine Gesichtszüge regelmäßig schön.

„Anna", flüsterte er mit leiser, wohltönender Stimme, aus welcher aufrichtige, innige Liebe klang, „Anna!"

Sie fuhr empor und erröthete heftig; sie hatte ihn nicht herankommen gesehen. „O Leolin!"

„Dachten Sie, ich sei verloren gegangen?"

„Ich dachte, Sie kämen nicht mehr. — Warum kommen Sie so spät?"

„Ich bin auch jetzt nur hier, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht kommen kann — das heißt sich irländisch ausdrücken. — Der arme Stanton, Sie kennen Stanton?"

„Ja, ein wenig."

„Nun, der arme Narr hat einen Unfall gehabt, heut' Abend; sein Gewehr zersprang und verletzte ihn. — Ich war im Begriffe hierher zu kommen, als man zu mir schickte; er leidet große Schmerzen und ist schrecklich herabgestimmt, er will mich nicht von sich lassen. Ich sagte ihm, er müsse mich eine halbe Stunde entbehren, und kam hierher, um Ihnen dies Alles zu sagen."

„Das thut mir sehr leid! Der arme Stanton — wie geschah..... Da kommt St. Ives wieder", brach sie eilig flüsternd ab. „Sagen Sie, ich sei mit Ihnen zum nächsten Tanz engagirt."

Der Herzog von St. Ives erhielt seine Antwort und zog sich zurück; Leolin sah auf seine Uhr. „Ich muß während der Dauer dieses einen Walzers hier bleiben: solche Versuchung ist unwiderstehlich!“

Sie legte ihren Arm in den seinen und seine Augen fielen auf ihre Blumen. „Sie sind geschmackvoll zusammengesteckt — nicht wahr, Anna?“

„Ich wußte wohl, daß sie von Ihnen kamen“, hauchte sie leise. „Dies Bouquet und ein anderes wurden für mich zurückgelassen. Mama gelangte augenblicklich zu dem Schlusse, daß das schönere von den beiden vom Herzog kommen müsse, und befahl mir, es auf den Ball mitzunehmen. — Das seinige liegt nun zu Hause vernachlässigt auf dem Tische.“

„Anna, ich werde bald zu fürchten beginnen, daß der Herzog gefährlich ist“, sagte er, sie im wirbelnden Walzen wohl etwas fester an sich drückend, als nothwendig gewesen wäre.

Sie lächelte und schüttelte leise das Haupt; ihre schönen, scheuen Augen ruhten dabei auf dem Boden, sonst hätte er gesehen, wie viel wahre Liebe darin leuchtete.

„Und nun darf ich keinen Augenblick länger verweilen“, rief er, als der Tanz zu Ende war. „Armer Stanton!“

„Leolin, ich glaube, Sie haben nicht ein einziges Wort mit irgend Jemand in dem Zimmer gesprochen!“

„Ich glaube das auch, in der That — mit Ausnahme von St. Ives. Ich sah mich beim Eintreten nach seiner Mutter um, konnte sie aber nirgends sehen.“

„Ich wäre beinahe nicht gekommen, Leolin. Wie Sie wissen, sind wir unserer drei — und hätte Lucy nicht geheirathet, so

wäre sie die vierte. — Der Herzog kam heute zu uns, sprach mit Mama und wollte durchaus, daß ich mitkäme."

„Sie sollten trachten, dem Herzog einen Wink zu geben. — Gute Nacht, meine Theuerste!"

Er ließ sie auf ihrem Platze zurück und verließ den Saal. Anna's Blick folgte ihm. Sie sah, wie er bei Seite trat, um mit der Herzogin zu sprechen; sie sah noch, wie er sich an der Thür umwandte, um ihr einen letzten Blick zu senden. — Mit seiner Entfernung war für sie auch die ganze Freude des Abends gewichen.

„Ich habe niemals von etwas Aehnlichem gehört!" rief Lady Anna Hetley aus, als sie am nächsten Morgen mit gerötheten Wangen vor ihrer Mutter stand. „Wie albern er doch sein muß!"

„Albern?" erwiederte die Gräfin.

„Ist denn so etwas jemals erhört worden, Mama? Als ob er nicht hätte auf eine geeignete Zeit und einen passenden Ort warten können! — Und wie in aller Welt kam Papa gestern dorthin — er der, wie ich glaube, seit Jahren keinen Ballsaal betreten hatte!"

„Was giebt es denn mit Anna?" rief Lady Geraldine aus, welche eben eintrat, als ihre Schwester sprach.

„Ein Glücksfall hat sie getroffen — das giebt's mit ihr" erwiederte die Gräfin. „St. Ives sprach gestern zu euerem Vater wegen ihr."

„Hat ihr einen Antrag gemacht? Um sie angehalten?" fragte Geraldine in athemloser Spannung.

„Ja, das that er. Ich wußte, daß es so kommen würde."

„Und über was beschwert sie sich denn?"

„In diesem Lande handeln wir immer der Regel entgegen", rief die Gräfin achselzuckend aus; „je mehr Glück auf uns gehäuft wird, desto mehr murren wir über unser Schicksal. Das Murren ist ein englischer Nationalfehler."

„Aber bedenkt nur die einfältige Weise, in welcher er zu Werke ging", warf Anna ein; „mir gegenüber keine Sylbe fallen zu lassen, mir nicht den geringsten Wink von dem zu geben, was er zu thun im Begriffe stand — und plötzlich gegen Papa damit herauszuplatzen! — Und noch dazu im Ballsaal, in seinem eigenen Hause! Ich wundere mich, daß Papa ihn anhörte."

„Was lag daran, wo er mit Papa sprach?"

„Es lag daran — daß — daß er zuerst mit mir hätte sprechen sollen — und nicht ohne mein Wissen mit Papa."

„Du mußt doch gesehen haben, wohin er zielte."

„Um was in aller Welt handelt es sich denn?" Die Unterbrechung kam von Lady Mabel. — Sie und Geraldine hatten heute Morgen lange geschlafen, sowie auch Lady Essington, und erschienen daher erst spät am Tage und noch in etwas vernachlässigter Toilette im Salon.

„Anna ist ein Idiot", erklärte Geraldine auf ihrer Schwester Frage, „um das handelt es sich. — Ja, Anna du mußt gesehen haben, wo der Herzog hinaus wollte. Er hat mit dir lange genug geliebäugelt."

„Darin liegt eben das Uebel", rief Anna. „Die Männer liebäugeln jetzt so viel nach allen Seiten herum, daß man kaum wissen kann, was seichtes Hofmachen ist und was einen ernsten Grund hat; wehe dem gefühlvollen Mädchen, das die unächte Aufmerksamkeit für die ächte nimmt. — Und wenn er auch mit mir coquettirt hat — so haben Andere dafür mit ihm coquettirt.

Einige von euch Mädchen waren bereit, ihn unter euch zu zerreißen. — Ich habe ihn nie aufgemuntert."

„Mama, höre sie nur an; — sie sagt, sie hätte ihn nicht aufgemuntert!" rief Mabel lächelnd aus.

„Ich habe ihn so wenig als nur möglich aufgemuntert", sagte Anna. „Wenn er zu mir gesprochen hat, so habe ich ihm geantwortet; wenn er mich zum Tanzen aufgefordert hat, habe ich es ihm nicht abgeschlagen. — Ich spreche gern und ich tanze gern. — Schickte es sich für mich, anzunehmen, daß er sich nur den Weg bahnte, um mich dazu einzuladen, Madame la Duchesse zu werden?"

„Du hast doch darauf hingearbeitet, in deiner stillen Weise", entgegnete Mabel, welche ihre Schwester in dieser Weise angriff, aus Aerger darüber, daß ihr selbst der Preis entgangen war.

„Gewiß nicht — gewiß that ich das nicht, Mabel", sprach Anna ernstlich. „Er hat mich immer aufgesucht und ich konnte ihn nicht vermeiden; aber aufgemuntert habe ich ihn nicht!"

Mabel warf zurück: „Gestern Abend erst gingst du in sein Haus, zärtlich die Blumen hegend, die er dir verehrt hatte."

Ein unterdrücktes Lächeln flog über Anna's Züge. — „Nun, es ist geschehen und kann nicht ungeschehen gemacht werden", sagte Anna; „aber das muß ich wiederholen, er hat gehandelt wie nur einer — wie einer, der so wenig Verstand hat, wie eben der Herzog von St. Ives."

„Was meinst du: ist geschehen und kann nicht ungeschehen gemacht werden?"

„Daß er mit Papa darüber gesprochen hat. Und ich meine, er hat keinen Verstand, da er dies thun konnte."

Lady Essington hob ihre Hände empor. „Nimm dich in Acht, junge Dame, daß du nicht in seiner Gegenwart diese verächtliche Miene zeigst; er könnte es sich sonst zweimal überlegen, ehe er den Vertrag zum Abschluß bringt. — Und da ist er schon — er sagte, er würde sich bei Zeiten einfinden."

Aber es waren nicht die Schritte des Herzogs von St. Ives, welche die Treppe hinanstiegen. Es waren diejenigen des jungen Mannes, mit welchem Anna am Vorabend, während seines kurzen Aufenthaltes im Ballzimmer, einen schnell erhaschten Walzer getanzt hatte. Es waren die Schritte eines Häuptlings kühn und furchtlos — der sein Haupt hoch trug und auf dessen edlen Gesichtszügen man das Bewußtsein lesen konnte, von einer Abkunft zu sein, die keiner anderen nachstand. Der Diener warf die Thür weit auf:

„Der Lord von Pomeroy."

Der Lord von Pomeroy war nicht der Herzog von St. Ives, und Lady Essington mochte einige Enttäuschungen bei seinem Kommen gefühlt haben. Jedoch war der Lord von Pomeroy auch ein gern gesehener Besuch im Hause.— Er erzählte den Damen von dem Unfall, der seinen Freund Stanton betroffen hatte: einen jungen Mann, der, wie er, früher bei einer Gesandtschaft auf dem Continente attachirt und eben jetzt auf Urlaub in England war.

Ehe er noch mit der Erzählung zu Ende war, wurde die alte Wittwe Lady Faulcot mit ihren zwei Nichten angemeldet. Die Faulcots waren intime Freunde der Essingtons und durften frühzeitig im Tage vorsprechen. Lady Faulcot begann eine seltene Klatschgeschichte zu erzählen, die in ihrer Art interessanter war, als Stanton's Leidensgeschichte. Mitten im allgemeinen Gespräche

gelang es Anna in das Gewächshaus zu entschlüpfen, wohin ihr alsbald der Lord von Pomeroy folgte.

„Leolin, er hat um mich angehalten!“ rief sie aus, als sie an einem verborgenen Plätzchen, aus der Hörweite der Anderen sich befanden.

„St. Ives?“

„Jawohl. — Er sprach gestern auf dem Balle mit Papa — er that es wirklich in seinem eigenen Hause. — Wenn er nur zuerst mit mir gesprochen hätte, ich würde ihm ruhig meine Antwort gegeben haben, und die Sache hätte ihr Ende erreicht, ohne daß Jemand etwas davon gewußt hätte. — Ich weiß nicht, ob es ehrenhaft ist, Ihnen das zu erzählen; — aber, Leolin — denken Sie nur — Papa hat seinen Antrag angenommen!“

Leolin's Stirne röthete sich; er liebte Anna mit mächtiger, leidenschaftlicher Liebe — aber der Stolz seiner Race regte sich in ihm. Der Lord von Pomeroy, der Abkömmling unzähliger Generationen eines hohen Adelsgeschlechtes, sollte sich fürchten, mit dem neugeschaffenen Herzog von St. Ives in die Schranken zu treten, dessen Vorfahren vor etwa siebenzig Jahren noch dem Volke angehörten! — Anna blickte schüchtern zu ihm auf und ihre Augen standen voll Thränen. Er zog sie an sich und beugte sich zärtlich flüsternd zu ihr herab.

„Wer wird der Erwählte sein — der Herzog von St. Ives oder der Lord von Pomeroy?“

„O, Leolin, warum fragen Sie mich? — Sie wissen ja — Sie wissen ja!“

„Ist Ihr Vater zu Hause?“ erkundigte er sich unter Küssen.

„Ist er zu sprechen?“

„Möchten Sie jetzt mit ihm sprechen, Leolin? — Gleich jetzt!?“

„Gleich jetzt. Noch ehe ich das Haus verlasse. — Du mußt noch heute meine versprochene Braut sein, Geliebte — wenn du nicht die *seinige* sein willst.“

Sie fuhren hastig aus einander, denn Stimmen tönten plötzlich in drohender Nähe an ihr Ohr. Lady Essington, Lady Faulcot und die Anderen wurden sichtbar; sie kamen vielleicht um nachzusehen, was die zwei jungen Leute wohl im Gewächshause zu thun hatten. Sie fanden Anna auf einem großen umgewendeten Blumentopfe sitzend, damit beschäftigt, die widerspenstigen Aeste einer seltenen Pflanze, deren ausländischen Namen zu buchstabiren noch Niemandem gelungen war, zurecht zu biegen, während der Lord von Pomeroy, ihr ungalant den Rücken kehrend, ganz in Anschauung einer wunderbaren amerikanischen Aloe, die nur einmal im Jahrhundert zur Blüthe gelangt, versunken war.

Lady Faulcot hatte einen scharfen Blick und eine lebhafte Einbildungskraft dazu. „Sie sollten Ihre Augen offen halten“, rief sie der Gräfin vertraulich zu. „Anna ist gerade in dem Alter, wo einem Mädchen leicht der Kopf verdreht wird, und es fehlt ihm nicht an anziehenden Eigenschaften — diesem jungen Lord von Pomeroy.“

„Meine liebe Lady Faulcot, Anna ist vor seiner Anziehung gesichert. Sie heirathet St. Ives.“

„Ei! was? — Wer sagt das?“ rief die alte Lady aus.

„Er hielt gestern bei dem Earl um sie an. Es ist Alles ausgemacht.“

„Nun wehe allen anderen Mädchen! Was werden die anfangen?“ rief Lady Faulcot; — „sie hatten es alle auf St. Ives abgesehen. — Ist es wahr, daß der junge Stanton sich den Kopf

abgeschossen hat?“ fuhr sie fort, sich zwischen den schönen, seltenen Pflanzen gegen Leolin Pomeroy zu bewegend.

„Nicht den Kopf, Madame. Nur eines seiner beiden Ohren und einen Theil seiner Hand.“

„Welch' unvorsichtige Tröpfe ihr jungen Männer seid — mit Schießgewehren zu spielen! — Ich für meinen Theil spielte lieber mit einer wilden Hyäne.“

„Es war ein Fehler an der Flinte“ sagte Leolin. „Bishop.....“

„Ich glaub's wohl, Lord. Das ist immer die alte Geschichte: Bishop — Bishop! — Der Waffenschmied ist immer schuld, nicht aber euere eigene leichtsinnige Ungeschicklichkeit. — Anna, ich höre, man darf Ihnen gratuliren. Geben sie Acht, Kind, daß nicht Sie einmal ein unvorsichtiger Schuß trifft. Wenn sich diese Neuigkeit verbreitet, wird es Manche geben, die Ihnen gerne eine Kugel zuschickte, wenn sie es wagte.“

„Welche Neuigkeit?“ frug Anna unschuldigerweise.

„Daß Sie St. Ives heirathen. Alle Mädchen liefen ihm ja nach, wie Sie wissen.“

„Wie kann sie nur davon so öffentlich sprechen!“ dachte die Gräfin in großer Verlegenheit. — „Vor ihren Nichten und dem jungen Lord! — Sie spricht von den jungen Männern, als einfältigen Tröpfen — ich möchte wissen, was sie selbst ist!“

„Ist der Earl zu Hause?“ frug der Lord von Pomeroy gelassen die Lady Essington.

„Ich glaube, er ist in seinem Arbeitszimmer.“

„Dann will ich ihn dort aufsuchen“, sagte der Lord.

Die verwittwete Lady Faulcot entfernte sich mit ihrem Gefolge. Vorher aber noch flüsterte ihr Anna ein Wort darüber zu, daß ihre Gratulation verfrüht sei. Davon glaubte die alte Lady

freilich so viel, als ihr beliebte. — Nicht lange darnach hörte Anna die Klingel von ihres Vaters Arbeitskabinet und den Lord von Pomeroy sich entfernen. Dann kam eine Botschaft an Lady Essington, der Earl wünschte seine Frau in seinem Kabinet zu sprechen. Mabel und Geraldine folgten ihrer Mutter aus dem Zimmer, jedoch nicht bis in ihres Vaters Privatstube, und Anna blieb allein.

Sie war noch allein, als der nächste Besuch hereingewiesen wurde: der Herzog von St. Ives. Der junge Mann erfaßte die günstige Gelegenheit und wiederholte persönlich den Antrag, den er am vorigen Abend gegen ihren Vater ausgesprochen hatte. — Anna, die sich sehr betrübt fühlte, daß es nun doch bis zu diesem Punkte gekommen war, wies ihn gütig, aber entschieden zurück.

„Das kann nicht Ihr letztes Wort sein!“ rief der junge Mann sehr aufgeregt.

„Es ist in der That so.“

„Aber warum ließen Sie mich hoffen?“

„Nein — ich gab Ihnen keine Hoffnung“, sagte Lady Anna, „wenigstens nicht mit Absicht. — Was that ich, um Sie zu ermuthigen? Wie konnte ich anders handeln? — Es gefiel Ihnen, mich auszuzeichnen — vielleicht vor anderen Mädchen auszuzeichnen; — aber ich wich Ihren Aufmerksamkeiten eher aus, als daß ich sie gesucht.“

„Ihre Zurückhaltung eben gewann mich“, unterbrach sie der harmlose Herzog. „In der That, dies war der Fall.“

„Das thut mir sehr leid — aber ich sehe nicht, daß mein Benehmen deshalb zu tadeln ist. Ich konnte nicht zuerst davon sprechen und Sie ersuchen, mir nicht den Hof zu machen — ehe Sie sich in irgend einer Weise gegen mich erklärt. Wie konnte

ich mich erkühnen vorauszusetzen, Sie beabsichtigten, um mich zu werben — ohne die geringste Gewißheit zu haben?"

Der Herzog gab dies zu; aber er erhitzte sich, stammelte in seiner Enttäuschung unzusammenhängende Worte.

„Lady Anna, können Sie nicht sagen — daß Sie — daß vielleicht später — daß Sie einige Zeit vergehen lassen wollen — und dann vielleicht anders denken werden?"

„O nein, das kann ich nicht; ich darf es nicht einen Tag lang verschieben; ich kann und werde niemals anders sprechen, als heute!"

Der Herzog riß in nervöser Aufregung an seinem Handschuh herum. „Ich würde mich bemühen, Sie so glücklich zu machen; ich würde keinen anderen Willen als den Ihrigen haben!"

Anna ward auch nervös. Es war ihr erster Versuch einer Abweisung und er griff sie sehr an. Sie stammelte etwas von seiner Güte — seiner großen Güte.

„Ich versichere Ihnen, Lady Anna, ich dachte, Sie wären mir gut."

„Und ich bin Ihnen wirklich gut, sehr gut", erwiederte Anna, in der Aufrichtigkeit ihres warmen Herzens mit großem Eifer sprechend. „Aber nicht — nicht in jener Art! — Sie sind mir angenehmer, als alle anderen jungen Männer, die ich kenne — mit Ausnahme vielleicht....." setzte sie stotternd und tief erröthend hinzu.

„Ich fürchte, Sie lieben einen Andern, Lady Anna!"

Ihr Gesicht war das Bild der holdesten Verlegenheit.

„Ich sehe nun, wie es steht", sagte er leise. „Ich nährte eine falsche Hoffnung, die nicht die geringste Begründung hatte. Ich hoffe, Sie werden mir vergeben."

„Wir können trotzdem immer Freunde bleiben", antwortete sie, indem sie ihn durch Thränen beinahe flehend anblickte. Es giebt wenig zartfühlendere und liebevollere Naturen, als diejenige Anna Hetley's. „Glauben Sie mir, ich habe Sie nicht mit Wissen und Willen aufgemuntert; ich habe nicht mit Ihnen gespielt!"

„Ich glaube Ihnen — ich glaube Ihnen! — Es war mein Fehler allein — mein Irrthum."

„Wenn Sie mir nur einmal mit einem kleinen Worte einen Wink gegeben hätten! — Denn, wie ich schon sagte, ich konnte doch nicht zuerst mit Ihnen sprechen", wiederholte sie schüchtern. Es kränkte sie tief, daß sie die, wenn auch unschuldige, Ursache seines aufrichtigen Schmerzes war; sie fühlte, als hätte sie ihm ein großes, grausames Unrecht angethan. — Der Herzog bereitete sich zum Fortgehen.

„Ich werde niemals eine Andere lieben, Lady Anna."

Er streckte seine bebende Hand aus — zog sie zurück — und hielt sie ihr wieder hin. Anna legte offen und herzlich die ihrige hinein und drückte sie freundlich; sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, als milderte dies den Schlag, den sie ihm versetzen mußte.

Der Herzog seufzte. — „Ich denke, wenn ich Sie nicht haben kann — so wird es wohl das Beste sein, Ihre Schwester zu heirathen", bemerkte er, wie bei sich selbst überlegend. „Wenn ich nicht Ihr Gatte sein kann, so wäre es doch etwas, Ihr Bruder sein zu können. Ich liebe sie nicht, das ist wahr; aber ich werde überhaupt Niemanden mehr lieben."

Diese offenherzige Darlegung neuer Pläne und der klägliche Ton, in welchem er sie vorbrachte, wendete den Lauf ihrer

Gedanken und Gefühle. Sie lachte beinahe, als sie sagte: „O ja, das wäre allerliebst, wenn Ihnen nur eine von ihnen gefallen möchte! Welche von ihnen meinen Sie: Mabel oder Geraldine?“

„Das weiß ich eben noch nicht“, sagte der Herzog; „ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Ich muß dies mit meiner Mutter besprechen. Leben Sie wohl!“

Noch ein Mal ihre Hand schüttelnd, verließ er das Zimmer und auch eiligst das Haus. — Anna fühlte sich in mehr als einer Hinsicht unaussprechlich erleichtert. Sie summte sich einen Walzer und tanzte rund um das Zimmer herum.

Lady Essington hatte ihren Gemahl in seinem Arbeitszimmer gefunden. Der kleine Mann trug ein schwarzes Sammtkäppchen auf dem Haupte und war in einen geblümten Chintz-Schlafrock gehüllt. Es war ein lustiges Männchen, der Earl von Essington, der alle Dinge gerne von ihrer heitersten Seite auffaßte.

„Sandtest du Pomeroy zu mir?“ fragte er.

„Ich sagte ihm, du wärest hier. Warum?“

„Er will Anna haben.“

Die Gräfin fragte mit Lippe und Auge: „Wozu braucht er Anna?“

„Um sie zu heirathen.“

„Welch ein Esel er sein muß!“ rief die Lady aufgebracht aus. „Die alte Faulcot von Barham sagte ihm doch, daß Anna den St. Ives heirathet!“

„Aber heirathet sie denn auch wirklich den St. Ives?“

„Natürlich heirathet sie ihn“, warf die Gräfin zurück.

„Sie hätte vielleicht lieber einen Anderen. Der Lord von Pomeroy sagt, das sei der Fall.“

„Ich wollte, der Lord von Pomeroy läge in der Pomeroy-Gruft bei seinen Vorfahren, ehe er daherkäme, unsere Pläne umzustoßen!“ war die ungeduldige Antwort der Lady Effington.

„Es giebt in ganz England keine zweite solche Partie, wie St. Ives. Sollte ihn Anna zurückweisen, würde ich ihr niemals verzeihen. Uebrigens kann sie das nicht mehr; die schwatzhafte alte Faulcot ist mit der Neuigkeit davon, um sie über ganz London zu verbreiten.“

Der Earl lachte; der Spaß gefiel ihm. „Du und Lady Faulcot müßt dies mit einander ausmachen“, sagte er. „Ich vermuthe, meine Lady, du hast ihr die Neuigkeit zuerst mitgetheilt. Aber wenn Anna den Lord von Pomeroy im Kopfe hat, so kann sie nicht den St. Ives heirathen.“

Mylady sah finster drein. „Würdest du sie denn den Pomeroy heirathen lassen, wenn St. Ives im Wege steht?“

„Ich ließe sie den Pomeroy heirathen, ob nun St. Ives im Wege stünde oder nicht“, erwiederte der gutmüthige Earl. „Wenn sich einmal junge Leute in einander verliebt haben, was nützt es ihnen verwehrend entgegen zu treten? — Wäre etwas gegen Pomeroy einzuwenden? Wünschtest du aus irgend einem Grunde nicht, daß er sich um sie bewürbe? — Warum ließest du die Leutchen so häufig zusammenkommen? — Da war er aber beständig im Hause, wie eine zahme Katze! Nicht daß ich mich darüber beklagte, denn mir gefällt der junge Mann.“

„Wenn ich ihn bei uns aus- und einlaufen ließ, wie eine zahme Katze, wie du es so geschmackvoll ausdrückst, so geschah dies, weil ich hoffte, er würde an Geraldine Gefallen finden“, lautete die scharf gesprochene Antwort. „Er hat auch immer mit Geraldine am meisten gesprochen.“

„Wenn er laut sprach", warf der Earl lachend ein. „Ich dachte immer, es gälte Anna, das sage ich dir nun. Steckten sie doch immer beisammen während unserer Reise auf dem Continent."

„Meine Töchter sind zu wohlerzogen, um sich da zu verlieben, wo es nicht wünschenswerth wäre", sagte sie mit erhabener Miene.

„Aber Natur ist Natur", rief der Earl.

„Und Erziehung ist Erziehung!" entgegnete die Gräfin. „Und wenn sie sich auch auf der Reise mit einander unterhielten, was lag daran? Er war damals nichts als ein jüngerer Sohn und hatte nicht die geringste Hoffnung, jemals als Erbe der Pomeroy'schen Güter an die Reihe zu kommen."

„Er sagt, sie liebt ihn und er liebte sie leidenschaftlich", war die einzige Antwort, die der Earl auf diese Reden gab. „Ich glaube, er spricht die Wahrheit."

„Liebe!" erwiederte die Gräfin spöttisch. „Liebe muß anderen Rücksichten weichen. Sprach er von dem Herzog?"

„Er that es", antwortete der Earl mit einem vor Heiterkeit strahlendem Gesichte. „Er nannte ihn den funkelnagelneuen Herzog!"

Lady Essington's Augen sprühten Feuer. „Schmachvoll! Wie konnte er es wagen, sich über St. Ives lustig zu machen?"

„Wagen? — Ach, geh' doch! — Diese alten, uralten Familien, diese Aristokraten mit den langmächtigen Stammbäumen (wir selbst sind nicht sehr alt, weißt du, Lucinda) achten den neuen Adel sehr gering. Was die Abstammung anbelangt, ist der Herzog von St. Ives nicht würdig dem Lord von Pomeroy den Schuhriemen zu schnallen."

Lady Essington unterbrach sich in ihrer heftigen Gegenrede. Sie hörte des Herzogs Stimme auf der Treppe, und die Thür öffnend sah sie ihn durch die Halle schreiten. Er verließ das Haus nach seiner Besprechung mit Anna. Lady Essington eilte auf ihn zu, um ihn anzusprechen; aber der Herzog, der schon nahe an der Thür war, wandte sich nur mit einer formellen Verbeugung nach ihr um und war fort.

„Sie hat ihn zurückgewiesen!“ rief die Gräfin in einen Stuhl sinkend aus. „Ich wette um Alles, was ich besitze, sie hat ihn zurückgewiesen! Und ich wußte es nicht einmal, daß er da war! Und diese alte Dame von Barham wird mit ihrem Geschwätze schon die Runde der Stadt gemacht haben! Wenn Anna wirklich ein solcher Idiot war, — so — so werd' ich sie, glaube ich, schlagen!“

Sie eilte aufgebracht nach dem Salon und ertappte unsere junge Dame eben inmitten ihres Walzens. Sie beim Arme aufhaltend, schwang sie sie — nicht sehr sanft — nach der entgegengesetzten Richtung gegen sich zu.

„Was hast du dem Herzog von St. Ives gethan?!“

„O, ich bitte, Mama, sei nicht böse!“ flehte Anna. „Ich sagte dem Herzog nur, daß ich ihn nicht heirathen könne.“

„Du böses Mädchen! Ihn nicht heirathen — den Herzog nicht heirathen können! — Mabel, komm her“, unterbrach sich die Gräfin, da sie Lady Mabel das Nebenzimmer betreten hörte. „Schau deine Schwester da an; schau, was sie für eine Figur macht: sie hat eben St. Ives zurückgewiesen!“

„Das hast du nicht gethan!“ sagte Mabel langsam zu Anna, jedes Wort betonend. „Du bist doch — im Grunde — nicht ganz verrückt!“

„So viel Lärm um nichts!“ rief Anna zur Heftigkeit gereizt. „Wer ist denn dieser St. Ives? Der Lord von Pomeroy nennt ihn.....“

„Sei still, du schamloses Kind! Wie wagst du es, mir in's Gesicht des Pomeroy zu erwähnen, den du mit dem Märchen von euerer gegenseitigen Liebe zum Vater gesandt hast!“

Anna stand da mit gluthrothem Gesichte und gesenkten Augen. Sie konnten in ihren Zügen lesen, daß ihre Liebe zu Leolin und das Bewußtsein seiner Gegenliebe keine Fabel war.

„Mabel, er machte sich über St. Ives lustig, nannte ihn einen neugebackenen, funkelnagelneuen Herzog — und ähnliche Gemeinheiten; — und — und.....“ Mylady wußte kaum, ob sie in Weinkrämpfe verfallen, oder vielleicht lieber Anna schlagen sollte. „Euer Vater nimmt seine Partei; er sagt, er soll sie haben!“

„Er ist der Lord von Pomeroy“, bemerkte Anna leise. „Wäre St. Ives nicht dazwischen-getreten, Mama, so hättest du gewiß nichts gegen ihn einzuwenden gefunden.“

„Hast Recht, Kind!“ rief der Earl, der eben dazu trat und sich nur mühsam davon zurückhielt, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. „Ich sage, wenn sie dich nicht dem jungen Pomeroy geben wollten, hätten sie ihm auch nicht erlauben sollen, hier so viel aus- und einzugehen.“

„Nun, ich gestehe, Papa“, rief Mabel scharf aus, „ich hätte nie geglaubt, daß du Anna in solch' unverantwortlichem Benehmen unterstützen würdest!“

„Was für unverantwortliches Benehmen?“ fragte der Earl.

„Sie hat den Herzog aufgemuntert, daß es eine Schande ist; Niemand anders konnte sich mehr mit ihm unterhalten, und nun

wendet sie sich gegen ihn; das nenne ich kein anständiges Benehmen! Gestern noch paradirte sie mit seinem Bouquet in seinem eigenen Hause herum!“

Lord Essington, der bei all seiner Gutmüthigkeit ein eben so stark entwickeltes Gefühl für Recht und Unrecht hatte, als andere Leute, wandte sich mit einem unzufriedenen Blick zu Anna. Sie biß sich auf die Lippe, um ein Lächeln zu verbergen.

„Zwei Bouquete wurden mir geschickt, Papa. Das eine war wunderschön und Mama befahl mir, es auf den Ball mitzunehmen.“

„Aber du hattest nicht das Recht, dich damit zu schmücken“, schrie die Gräfin, „wenn du die Absicht hattest, ihn heute zurückzuweisen!“

„Aber es war nicht dasjenige des Herzogs“, rief Anna. „Die Blumen des Herzogs blieben zu Hause und ich trug diejenigen des Lord von Pomeroy auf dem Ball.“

Eine Pause. — Sie bemühten sich den Sinn der Worte, die solchen Verrath aufdeckten, zu erfassen.

„Du kleine hinterlistige.....“, begann Anna's Mutter; jedoch ein lautes, herzliches Lachen, in welches der Earl ausbrach, verschlang den Rest ihrer Rede.

Wie der Leser wahrscheinlich schon bemerkt haben wird, hatte Leolin Pomeroy keine Zeit verloren. Unähnlich seinem Bruder Georg, hatte er sich beeilt seine neue Stellung, als Haupt der Familie, einzunehmen und die damit verbundenen Ehren und Vortheile zu genießen. Seinen diplomatischen Posten auf der Stelle niederlegend, flog er nach London, machte der Abtei einen flüchtigen Besuch und kehrte wieder nach London zurück,

Alles im Zeitraume der ersten Woche. Die Anziehungskraft in London war Lady Anna Hetley, mit welcher er auf dem Continente viel zusammengekommen war. Damals hatte er nicht gehofft, sie zu erlangen; er war einer der vielen namenlosen jungen Männer, ein obscurer Attaché bei einer fremden Gesandtschaft gewesen. Aber nun, als Lord von Pomeroy, konnte er Ansprüche auf sie erheben.

III. Kapitel.

Lady Anna.

„Was für ein Flecken ist denn auf dem Pomeroy=Wappen? Ich weiß beinahe sicher, daß einer darauf ist.“

Die Frage kam von Lady Geraldine, und ihre Mutter begann gleich in ihrem Gedächtnisse darnach zu suchen. Sie glaubte einmal etwas gehört zu haben von einem unangenehmen Ereignisse, das vor mehreren Jahren in der Familie stattgefunden hatte. Die Essingtons waren nicht nahe Bekannte der Pomeroys gewesen; nur die älteste Tochter, Lucy, war einmal, als sie sich bei Freunden in derselben Grafschaft befand, von ihnen zu einem kurzen Besuch in die Abtei von Pomeroy mitgenommen worden. Lucy war nun verheirathet und lebte in Irland. Im vergangenen Sommer hatten die Essingtons, während ihres Aufenthaltes auf dem Continente, viel von dem jungen Attaché gesehen. Er war damals der einfache, arme Leolin Pomeroy. Nun war er der Lord; aber es war dennoch höchst unvernünftig von ihm, sich um Anna zu bewerben, da gerade der Herzog von St. Ives sie haben wollte. Lady Essington war nicht die Frau, ihren Willen ohne einen Kampf aufzugeben. Sie hatte nun einmal ihr Herz an die Verheirathung Anna's mit dem Herzoge, der seine Reichthümer kaum zählen konnte, gehängt und sie wollte ihren Plan nicht so leicht von dem (vergleichend gesprochen) armen Lord von Pomeroy

umstoßen lassen. Geraldine's Entdeckung war ihr daher sehr willkommen; sie schien ihr goldeswerth. Denn sollte es in Pomeroy's Schild ein Loch geben, so war es ihre klare Pflicht, dies herauszufinden und, im Falle das Loch sich als ein großes herausstellte, unter diesem Vorwande die Verbindung abzubrechen.

Augenblicklich dem ersten Impulse folgend, begab sich Lady Essington in das Lincoln's-Inn-Gebäude, in's Büreau der berühmten Firma der Solicitors Hildyard und Brael. Mr. Hildyard, ein hochgeachteter Mann römisch katholischen Glaubens, war der Sachwalter und vertraute Rathgeber der Essingtons so wie auch der Pomeroys; war etwas nicht in Ordnung, so mußte er es wissen.

Lady Essington wurde ohne Verzug empfangen. Hildyard war ein ältlicher, sauberer, schweigsamer Mann, in schwarzer Kleidung mit weißer Halskrause, ganz und gar ein Mann aus der alten Schule. Das war nicht die erste Besprechung, die Lady Essington mit Hildyard in diesem seinem Privatzimmer gehabt hatte. Ihr Gemahl hatte viel Sorge und Plage mit ihrem einzigen Sohne, dem verschwenderischen Vicomte Cardine, und Lady Essington mischte sich gerne selbst in die Verhandlungen.

Heute kam sie halb unbefriedigt nach Hause. Mr. Hildyard hatte ihr versichert, daß er nichts gegen die Familie Pomeroy wüßte, mit Ausnahme jenes unglücklichen Streits der Brüder Guy und Rupert. Leolin stand so hoch, als ein junger Mann nur stehen konnte, makellos von Charakter und Ehre.

„Mama", sprach Geraldine, als ihre Mutter eintrat, „du hättest dir diesen Besuch ersparen können. Die alte Mrs. Knox war hier und sagte uns Alles. Der frühere Lord ermordete seinen Bruder."

„Der Bruder tödtete den Lord", corrigirte Lady Essington.

„Es geschah in einem Handgemenge."

„Mrs. Knox nannte es Mord."

„Eine Balgerei — so nannte es Mr. Hildyard. Aber er ist darüber so verschlossen wie ein Siegel. Es war übrigens nicht der letzte Lord, Geraldine. Der letzte war Georg, der niemals als Lord nach Hause kam und neulich in Indien starb."

„Es war Guy, derjenige welchen Lucy kannte. Mrs. Knox sagte, die gerichtliche Untersuchung hätte die That als Mord aufgenommen und der Bruder, der die That beging, wird heute noch gesucht. Wie es auch immer war, ob Mord, ob Todtschlag, so ist die Sache der Ehre des Hauses nachtheilig."

„Sehr nachtheilig", stimmte Lady Essington eifrig zu. „Wo ist Anna?"

„Papa rief sie in sein Zimmer herab", erwiederte Geraldine, welche oft in einer Stimmung war, die man das Gegentheil von liebenswürdig nennen mußte, und heute ganz besonders aufgebracht schien, ärgerlich. Sie hatte selbst ganz heimlich auf den neuen Lord von Pomeroy gehofft, und er hatte ihr die unverzeihliche Schmach angethan, sie ihrer jüngeren Schwester wegen zu übergehen.

Die Gräfin eilte in ihres Gemahls Stube, um nachzusehen, welcher Verrath da wieder gesponnen wurde. Wenn einmal dieser simple Gemahl, der so wenig von den Aufforderungen des gesellschaftlichen Lebens wußte, als eine Eule, und diese einfältige noch unwissendere Anna Pläne machend beisammen steckten, ohne daß sie zugegen war, um die Beiden in Ordnung zu halten, da konnte man gar nicht voraussehen, zu welchen Resultaten das führen sollte.

Diesmal mißfiel ihr auch das Resultat ganz und gar. Ihre ärgsten Befürchtungen bestätigten sich; Anna hatte das Versprechen erhalten, den Lord von Pomeroy heirathen zu dürfen.

„Anna, gehört deine Neigung dem Leolin Pomeroy?“ begann der Earl in seiner gewöhnlichen, einfachen gradsinnigen Weise, als er sie in sein Zimmer gerufen und die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Anna's Wangen wurden gluthroth. Sie wendete sich, ihre Verlegenheit verbergend, zu dem Fenster, welches eine angenehme Aussicht auf einen kleinen Hof hatte.

„Oder liebst du den Herzog von St. Ives?“

Sie blickte nun zu ihm auf. „O Papa, nein! Ich mag den Herzog nicht. Ich kann ihn nur als Freund gut leiden, ich könnte nicht sein Weib werden — und — und.....“

„Und was? Sprich offen heraus, meine Liebe. Dies ist ein ernster Gegenstand.“

„Ich dächte, eine Vereinigung mit dem Herzog wäre auch sonst unpassend. Wir sind nicht von demselben Glauben.“

„Das ist wahr. Jedoch heut zu Tage werden so viele Mischehen geschlossen und deine Mutter sieht darin kein Hinderniß. Wir wollen diesen Punkt ruhen lassen. Ich wünsche nur dir einen guten Rath zu geben, Anna: sei erst deiner eigenen Meinung ganz sicher, ehe du einen unumstößlichen Entschluß fassest. Die beiden jungen Leute sind wünschenswerthe Partieen; ich mag sie Beide recht gut leiden. Pomeroy hat den Vortheil der Abkunft, St. Ives denjenigen des Geldes, obwohl, nach meiner Meinung, Pomeroy auch reich genug ist. Die Frau des Herzogs von St. Ives — er mag nun heirathen, wen er will — wird Frau und Herr zugleich sein; er wird einen lenksamen, gehorsamen, liebens-

würdigen Gatten abgeben. Die Lords von Pomeroy im Gegentheil stehen in dem Rufe, ihre Frauen mit dem eigenen, eisernen, unbeugsamen Willen zu beherrschen."

Thränen standen in Anna's Augen, als sie flehend zu ihrem Vater aufsah. „Papa, ich könnte einen Mann, der in wichtigen Dingen seinen Willen dem meinigen unterordnete, nicht so achten, wie ich gerne möchte. Ich möchte einen Mann haben, zu dem ich emporsehen kann, der es würdig ist, daß ich ihm gehorche, und ich bin dessen sicher, daß Leolin immer liebevoll mit mir umgehen wird."

„So sei es denn", sagte der Earl, seine Tochter auf die Stirne küssend. „Langes Leben und viel Glück, Lady von Pomeroy!"

Und gerade in diesem weihevollen Momente wurden sie von Lady Essington überrascht. Sie war hergeeilt, so wie sie von ihrem Besuche bei Hildyard gekommen war, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihren Shawl und Hut abzulegen. Als sie fand, daß ihr schwacher Mann Anna sein Versprechen gegeben hatte, wandte sich ihr ganzer Zorn demselben zu.

„Was? — Du mußt ein Idiot von Geburt sein, Lord Essington! Denke an das Geld des Herzogs!"

„Geld! O ja, freilich hat er hübsch viel davon; mehr Geld als Verstand." Und unsere junge Lady Anna vergaß den ihrer Mutter schuldigen Respekt so weit, daß sie zu dieser Rede ihres Vaters lachte. Lady Essington erfaßte sie aufgebracht am Arme.

„Ich habe große Lust, dich zu schütteln, du pflichtvergessenes Kind. Wer ist er, dieser Leolin Pomeroy, neben einem Herzog von St. Ives? Neulich war er noch ein armseliger Attaché an fremdem Hofe."

„Aber, Mama, jetzt ist er der Lord von Pomeroy."

„Lord Fiedelbogen! — Hast du es überlegt, was es heißt, Herzogin zu sein, und reicher als beinahe jede andere Frau in London?“

„Ich wüßte mit so großem Reichthume nichts anzufangen“, sagte Anna einfach. „Ueberdies ist der Herzog nicht von unserem Glauben.“

„Was liegt daran? Er würde deine Ueberzeugung nicht angreifen und du nicht die seinige. Ich meine, du könntest leicht die Ehre haben, ihn in den ersten zwölf Monaten eurer Ehe zu bekehren.“

„Ich würde es gar nicht versuchen“, sagte Anna.

„Nicht versuchen!“

„Nein, dazu bin ich nicht geschickt genug. Und ich denke, religiöse Leute bleiben gerne bei jener Religionsform, in welcher sie auferzogen worden sind, wenn sie nur ihrem Glauben entsprechend ihre Pflicht thun!“

„O, in der That!“ rief die Gräfin sarkastisch aus, während der Earl seiner Tochter beistimmend zunickte. „Welch' lächerliche Ansichten du hast, Anna! Uebrigens könntest du ihn auch nach deinem Belieben bei seinem Glauben lassen.“

„O, aber es wäre mir gar nicht recht“, rief Anna mit thränenüberströmtem Angesichte, „wenn mein Mann in eine Kirche zum Gottesdienste ginge und ich in die andere.“

Sie war sehr aufgeregt; ihre Hände hielt sie in einander verflochten und ihre Thränen flossen reichlich, Lord Effington legte zärtlich seine Hand auf ihr Haupt, um sie zu beruhigen.

„Und wirklich, Mama, aus diesen und anderen Gründen, kann ich den Herzog von St. Ives nicht heirathen. Papa war so gütig mir zu sagen, er habe nichts gegen den Lord von Pomeroy;

wenn du gegen ihn bist, Mama — nun, so muß ich unverheira=thet bleiben. Ich könnte niemals einen Anderen heirathen als Leolin."

„Nun, nun, gräme dich nur nicht", sagte der Earl beruhigend. „Ich hab's einmal gesagt, und ich bleib' dabei. Der Lord von Pomeroy ist reich genug für dich und für mich, Anna, und deine Mutter würde auch so gedacht haben, wäre der reichere St. Ives nicht dazwischen gekommen. — Und nun fort mit dir in den Salon und sage Pomeroy, was ich gesagt habe. Das wird wohl er sein, der eben hinaufgeht; ich sagte ihm, er möge sich diesen Nach=mittag seine Antwort holen."

„Du hast etwas Schönes angerichtet!" schnappte Milady, als Anna eiligst davon schlüpfte. „Die beste Partie im König=reiche unserer Familie entgehen lassen!"

„Man kann nicht immer klug handeln," lächelte der Earl gutgelaunt. „Um alle guten Partieen der Christenheit möchte ich meine Kinder nicht unglücklich machen."

„O, du möchtest sie lieber alte Jungfern werden lassen; ich weiß das."

„Nun, ich weiß nicht, ob ich sie nicht lieber als alte Jungfern sähe, als unglücklich verheirathet. Und die Ehe ist eine Lotterie; wer weiß, wie man's trifft. Doch das ist jetzt nicht die Frage. Ich sehe nicht, wie Anna eine alte Jungfer werden soll, wenn sie Leolin Pomeroy heirathet!"

„Dein Lebenlang hat es dir Vergnügen gemacht, mich zum Aerger zu reizen, das weißt du, Essington."

„Ich weiß das wirklich nicht; ich dachte nicht, daß ich so her=ausfordernd wäre", sagte er noch immer lächelnd. „Aber ich gestehe, ich sehe die Sache mit meinen eigenen Augen an: der

Lord von Pomeroy scheint mir eine sehr passende Partie zu sein, eine gute Partie für welche immer von unsern Töchtern. Und ich sage dir, du hättest auch so gedacht, ehe dir durch den Herzog der Kopf verdreht wurde."

„Mein Kopf ist durch St. Ives nicht verdreht worden."

„Nicht? Nun es sieht doch ganz darnach aus."

„Wäre ich nicht da, Essington, du gäbst zu, daß sich die Mädchen ganz und gar wegwerfen. Denke an Lucy. Weil sie sich in den thörichten Jungen, Capitän Blake, verliebte und er in sie, mußtest du die zwei auch einander heirathen lassen! Und nun ist sie seitdem lebendig begraben — in diesem Sumpfloch von einer irländischen Besitzung — wo sie wahrscheinlich von Erdäpfeln lebt."

Lord Essington's Gesicht leuchtete auf in Heiterkeit. „Es ist ein sehr hübscher Aufenthaltsort", sagte er. „Ich würde mir selbst nichts Besseres wünschen, als dort zu leben, und Blake ist ein guter, angenehmer Mensch und Lucy ist so glücklich, als der Tag lang ist. — Ueberdies wird er für seine sechstausend Pfund jährlich wohl etwas Besseres zu essen bekommen als trockene Erdäpfel, denke ich."

„Und so willst du sie ihm wirklich geben?"

„Wem — Blake? — Er hat sie doch schon seit drei Jahren!"

„Forderst du mich nun zum Aerger heraus, oder nicht? Du weißt sehr gut, ich meine Anna."

„O Anna! Ich dachte, du sprächest von Lucy. Nun ja, was Anna betrifft, da läßt sich nichts machen — und nun wird sie's auch dem Pomeroy schon gesagt haben. Es ist nicht meine Schuld. Ich habe ihn nicht gewählt, das mußt du zugeben, Lucinda."

„Sie wählten einander, wie es scheint", sagte die Gräfin.

„So ist es. Und du halfst mit, indem du sie so oft beisammen ließest; — verzeihe diese Rede, Lucinda."

„Aber ich dachte, er käme um Geraldinen's willen", sagte die arme, getäuschte Lady Essington mit einem Tone, als wäre sie nahe daran zu schluchzen. „Wir hofften es wenigstens. St. Ives' Sinn stand auf Anna gerichtet und wer hätte gedacht, daß Pomeroy mit ihm in die Schranken treten würde! — Ich würde den Neid jedes Hauses in London erregt haben, wenn es uns gelungen wäre den Ives zu fesseln."

Der Earl lachte. Seiner unsophistischen Natur war dieses Angeln nach wünschenswerthen Heirathen, das in der großen Welt so allgemein eingerissen ist, eine Quelle der Verwunderung und der Unterhaltung.

Unterdessen war Anna zuerst in ihr Zimmer entschlüpft und hatte die Spuren der Thränen von ihrem Gesichte gewaschen. Dann begab sie sich in den Salon. — Leolin, allein im Zimmer wartend, fühlte die peinliche Unruhe des Zweifels und der gespannten Erwartung. Als die Thüre aufging, wandte er sich rasch um. Anna schloß die Thür hinter sich und blieb daran stehen. Er ging ihr entgegen; — seine Stimme war ernst und leise, als er, ihr die Hand entgegenstreckend, mit inniger Bewegung sagte:

„Wie soll es sein, Anna? Ihr Vater wollte mir diesen Morgen keine bestimmte Antwort geben; er sagte, ich müsse wieder kommen."

Das Aufleuchten ihrer hellen blauen Augen und das lebhafte Erröthen, das auf ihrer zarten Wange abwechselnd kam und wieder schwand, sagte ihm genug. Mit einem leichten Schrei des Glückes zog er sie an sich.

„Geliebte, ich sehe es in Ihren Augen — Sie sollen mein werden?“

„Papa hat es mir überlassen, Leolin.“

„Und dann..... und dann.....“, er küßte sie in den Intervallen, „wird mein Liebling die Entscheidung mir überlassen. Und ich entscheide, daß er mein sein muß, ohne unnöthigen Zeitverlust.“

„O, aber nicht gleich, Leolin!“

„Nicht gleich! Warum?“ fragte er, einen Stuhl an ihre Seite ziehend.

„O, ich weiß nicht, — aber es ist jetzt eben erst beschlossen — erst heute.“

„Es sind aber viele heute vergangen, seit wir uns lieben. Ach, Anna, was hätten wir angefangen, wenn ich der arme Attaché geblieben wäre! Was Sie damals dachten, das erkühnte ich mich gar nicht ergründen zu wollen; ich weiß nur, daß mir die Ueberzeugung, als armer Mensch ohne Stellung, wie ich war, nicht um Sie werben zu dürfen, maßlose Qualen verursachte. Dann und wann fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, zu meinem gutmüthigen Bruder Georg nach Indien zu gehen und ihn zu bitten, mir ein Einkommen zu geben.“

„War er so gutherzig?“

„Sehr. Wenige Naturen sind so edel und großherzig, als diejenige meines Bruders Georg von Pomeroy war. Er war der selbstloseste Mann, den ich je gekannt. Er war unverheirathet, wissen Sie, hatte keine Kinder zu versorgen, und ich, ich glaube wirklich, wenn ich zu ihm gegangen wäre und ihm von Ihnen erzählt hätte, er würde uns den Weg geebnet haben. — Wie steht's mit dem Herzog?“

„Ich sprach mit ihm, nachdem Sie fort waren. Ich sagte ihm,

wie unmöglich es mir wäre, ihn zu heirathen — und, Leolin, ich sagte, daß ich ihm gerne früher einen Wink gegeben hätte, daß ich dies aber natürlich nicht konnte, — junge Damen dürften ja nicht zuerst sprechen. Er war sehr freundlich und gütig, als er endlich einsah, wie die Sachen standen, und ich sagte, ich hoffte, wir würden immer gute Freunde bleiben."

„Gewiß. Wir wollen ihn nach Pomeroy einladen. Ich mag St. Ives selbst recht gut leiden, und..... Welch ein reizendes Kind!"

Ein kleines weißgekleidetes Feenkind, mit zarten Gesichtszügen, großen, glänzenden, lichtbraunen Augen und seidenfeinen Locken, guckte durch die halbgeöffnete Thür in's Zimmer. Lady Anna streckte ihm die Hand entgegen.

„Komm nur herein, Annaline."

Das Kind näherte sich bescheiden und furchtsam. Leolin zog es an sich heran.

„Welch liebliches kleines Ding! Welch sanfter Ausdruck!" sagte er zu Lady Anna. „Wer ist die Kleine?"

„Sage diesem Herrn deinen Namen, mein Liebling", sagte Anna.

„Annaline Hetley", lispelte das Kind.

„Annaline?" wiederholte Leolin. „Ich habe diesen Namen noch nie gehört. Es ist ein hübscher Name."

„Ich finde das auch — hübscher als Anna."

„Ach nein, nicht schöner als Anna. Anna ist der schönste Name der Welt."

„Sie ist die kleine Tochter des Capitän Hetley, — sein Vater war Papa's rechter Vetter. — Frank ist ein großer Liebling meines Vaters", setzte Anna hinzu, indem sie die englische

Sprache mit der französischen vertauschte und in ihrer offenen rückhaltlosen Weise sprach, „und er verdient diese Vorliebe. Aber er ist sehr arm; er schloß sehr unvorsichtiger Weise eine frühe Heirath."

„So unvorsichtig würde man wohl mich genannt haben, hätte ich Sie geheirathet, ehe ich eine Stelle gehabt hätte", lachte Leolin.

„Das ist eben des armen Frank Fall", sagte sie, indem ihre Augen feucht aufleuchteten. „Ich glaube, er hat nicht viel neben seiner Gage. Er verliebte sich in die Tochter eines Kameraden und heirathete sie."

„Sie war wohl auch arm?"

„Natürlich. Und sie war auch nicht von guter Familie, — deshalb, wie ich leider sagen muß, wird sie von der ganzen Familie verachtet; mit Ausnahme Papa's, behandeln sie alle sehr von oben herab. Und doch, Leolin, ist sie eine von den besten, wohlerzogensten, feinfühlensten Frauen! Wenn jemals ein Mann an seiner Frau einen Schatz besaß, so ist es Frank. Papa fürchtet, er wird seine Stelle verkaufen müssen."

„Hast du eine Puppe, Kleine?" fragte Leolin, zur englischen Sprache zurückkehrend.

„Nein", sagte das Kind. „Ich gab sie dem Frank, als er krank war. — Es war einmal eine schöne große Puppe im Kaufladen, aber Mama sagte, sie ist zu theuer."

„Keine Puppe! Was thust du denn den ganzen Tag?"

„Ich spiele mit Franky, und wenn Mama Kopfweh hat, so helfe ich ihr."

„Du hilfst ihr, du kleines Weiblein! Wie machst du denn das?"

„Ich sitze auf den Teppich beim Bett und gebe Acht auf sie, und läute, wenn sie mir's sagt, und manchmal halte ich Baby auf meinem Schooß. Mama sagt, ich bin ihre kleine Gehilfin."

Leolin lachte. „Wie alt bist du?"

„Ich bin vier Jahre alt und Franky ist fünf und Mary ist zwei und Baby ist drei Monate alt. Sie kann noch nicht reden."

„Ich denke, ich muß dir eine große, große Puppe kaufen. Was wirst du damit thun?"

„Ich werde Franky damit spielen lassen. Franky ist krank."

„Aber Franky hat ja deine alte Puppe."

„Nein; er hat sie gequetscht und die Kleie ist herausgefallen, dann war die Puppe todt."

„Dann muß ich wohl eine für dich und eine für Franky kaufen", beschloß Leolin, dessen Augen an dem süßen kleinen Gesichtchen hingen, das, wie es so ernst zu ihm aufblickte, älter aussah, als es war.

Die Augen des Kindes funkelten. „Bitte, Franky's Puppe soll die beste sein", flüsterte es.

„Gewiß, Franky's Puppe die beste und deine noch besser. Was für eine kleine, aufopfernde Maid das ist", setzte Leolin hinzu, „diese hübsche Annaline!"

Ehe der Tag vorüber war, versöhnte sich Lady Essington mit Anna's Schicksal, so weit wenigstens, daß sie gegen Leolin freundlich sein konnte. Die Thatsache war, daß sie gegen eine Verbindung mit dem Lord von Pomeroy nichts einzuwenden gehabt hätte — ja, daß sie sogar stolz darauf gewesen wäre — wenn nicht der Herzog mit seinen Reichthümern und seinem Titel sehr zur Unzeit in die Quere gekommen wäre. — Der Lord von Pomeroy war reich, aber der Herzog von St. Ives

war reicher, und je mehr wir haben, desto mehr verlangen wir, wie man weiß.

„Hinterließ Guy, Lord von Pomeroy, Kinder?“ erkundigte sich Geraldine am Abend, als die Familie allein war, bei ihrer Mutter.

„Ein Mädchen; keinen Erben.“

„Ich zöge nicht gerne in ein Haus, das schon eingenommen ist“, fuhr Geraldine, die noch ihre Enttäuschung nicht verwunden hatte, fort. „Ich höre, die Wittwe lebt dort.“

„Mir soll's recht angenehm sein, wenn sie dort bleibt“, warf Anna ein, deren sanfte Stimme wohlthuend in die allgemeine Verstimmung hereintönte. „Die Abtei ist groß genug für mehr als einen Haushalt.“

„Wenn Anna Lady von Pomeroy ist, wird die Wittwe ihr weichen und die ihr gebührende Nebenstellung einnehmen“, sprach Lady Essington.

„Die Wittwen der Lords von Pomeroy pflegen ihre eigenen Gemächer in der Abtei zu bewohnen“, bemerkte Anna. „Leolin hat mir viel von den Gebräuchen der Pomeroys erzählt.“

„O, die Pomeroys beobachten aller Art alte Gebräuche; sie glauben sich an die alten Traditionen halten zu müssen; Mrs. Knox sagte mir dies heute“, erwiederte Geraldine. „Sie waren immer eine eigenthümliche und abergläubische Race.“

IV. Kapitel.

Guy's Töchterlein.

Wieder einmal, wie in vergangenen Tagen, erhob die Abtei von Pomeroy ihr stolzes Haupt, in dem befriedigenden Bewußtsein der Gegenwart ihres angestammten Herrn. Leolin war gekommen, um einen Blick über die Vorbereitungen zum angemessenen Empfange seiner Braut zu werfen. — Sechs Jahre waren vergangen seit ein Lord hier gewohnt hatte.

Seit dem Tode Guy's hatte seine Wittwe jenen Theil der Abtei bewohnt, welcher zwischen dem Thorgang und dem Thurme lag. Leolin, welcher der Wittwe seines Bruders jegliche Höflichkeit zu erweisen wünschte (wenn er es auch nicht über sich brachte, ihr mit Herzlichkeit zu begegnen), beschloß sie ungestört in ihrer Wohnung zu belassen. Er wählte sich den anderen Theil der Front und den anstoßenden Nordflügel zur Residenz. Wie Mrs. Pomeroy es ertragen würde, ihrer Stellung als Lady von Pomeroy (bis jetzt hatte sie noch keine Nachfolgerin gehabt) und der damit verbundenen Autorität entsetzt zu werden, das war eine andere Frage. Sie führte ein zurückgezogenes Leben. Gerüchte, die ihrem Rufe sehr nachtheilig waren, wurden zur Zeit des Todes ihres Gemahls in Umlauf gesetzt; aber die Zeit hatte auch die allgemeine Abneigung gegen ihre Person abgeschwächt und die Umgebung stattete ihr wieder formelle

Visiten ab. — Das heiße Sehnen nach persönlicher Huldigung, nach Zerstreuung aller Art, das zu ihren hauptsächlichsten Fehlern gehört hatte, schien sie jetzt ganz verlassen zu haben. Jene Schreckensnacht hatte ihrem Leben eine neue Wendung gegeben. Sie war nun zurückhaltend, kalt und stolz, und überdies war sie das geworden, was die Franzosen passend mit dévote bezeichnen. — Und doch war sie noch jung! — Es fehlten ihr noch einige Jahre an dreißig.

Mrs. Pomeroy war in diesen sechs Jahren nicht ganz ohne Bewerber geblieben. Wir sollten vielleicht sagen seinwollenden Bewerbern, denn nur einer von ihnen hatte es gewagt, bis zur offenen Erklärung zu schreiten. Dies war Mr. Knox, Besitzer des „Knoll“: ein wohlhabender Mann, ein Verwandter jener alten Mrs. Knox, mit welcher die Essingtons in London freundlichen Umgang pflegten. — War es nun Alice Pomeroy's Vermögen, oder ihre Schönheit, oder ihre Stellung, welche die Anziehungskraft bildeten; genug, mehrere Herren hegten den Wunsch, sie zu heirathen. Mr. Knox war der erste, der sein Glück versuchte, und er erhielt seine Antwort — eine Antwort, die ihn überraschte. Hätte er Mrs. Pomeroy mit dem Vorschlage genaht, sie zu vergiften, sie hätte ihm nicht mit mehr Abscheu und Entrüstung begegnen können. Sie schien nahe daran, sich an ihm zu vergreifen. — „Und in der That, ich dachte, sie würde es gethan haben“, sagte Mr. Knox, als er nachträglich die Geschichte einem Freunde erzählte. Mrs. Pomeroy befahl ihm die Abtei zu verlassen und sie nie wieder zu betreten, nachdem sie ihm zuerst gesagt, daß sein Antrag eine Beleidigung und er selbst ein Narr wäre, und fragte ihn, mit einem Hohne, wie er selten in einer menschlichen Stimme liegen kann, ob er

denn glaubte, sie würde ihn heirathen, nachdem sie das Weib des Lord von Pomeroy gewesen war. Ein Bericht dieser Scene verbreitete sich irgendwie; er diente dazu andere Bewerber abzuschrecken, und Mrs. Pomeroy blieb fernerhin unbelästigt.

Unten in dem Geschäftszimmer, das mit Fächern, Blechkästen, Pulten, Eintragbüchern angefüllt war und an ein anderes, größeres Arbeitszimmer stieß, welches das Audienz-Zimmer genannt wurde, saß der neue Lord von Pomeroy und Gaunt, der Ex-Förster. Gaunt hatte sein Försteramt niedergelegt, als er, dem Wunsche des verstorbenen Lord Georg gemäß, die selbstständige Verwaltung der Güter übernommen hatte.

John Gaunt, der so vornehm wie ehedem, doch sehr gealtert und abgemagert aussah, saß vor dem großen Pulte, dessen er sich immer bediente. Es war eigentlich der Platz des Lord, wenn jemals ein herrschender Lord es sich einfallen ließ, sich persönlich in die Verwaltungsgeschäfte zu mengen und die Buchführung zu überwachen. Leolin hatte einen Stuhl herbeigezogen. Sie sahen mit einander die Einkünfte und Ausgaben der letzten sechs Jahre durch, der Jahre, welche seit dem Tode Guy's und der Nachfolge Georg's verstrichen waren. Leolin, der nun Lord geworden, glaubte ein Recht zu haben, sich genau über alle Einzelheiten zu unterrichten, und Gaunt, der stets höflich und zuvorkommend war, gab ihm bereitwilligst jegliche Auskunft, die er verlangte.

„Wie sich unsere Verhältnisse geordnet haben in den sechs Jahren!" bemerkte Leolin in dankbarer Bewunderung. „Sie waren ein ausgezeichneter Verwalter."

„Ich habe mein Bestes gethan", erwiederte Gaunt.

„Und wurden alle Einkünfte, mit Ausnahme der Partie,

welche an Mrs. Pomeroy gezahlt wurde, meinem Bruder Georg übermittelt?"

„Ja, Alles."

„Sie selbst sandten sie ihm?"

„Nein; ich übergab sie an Mr. Hildyard. Er war es, der sie Ihrem Bruder übermittelte."

„Was mag wohl Georg mit dem Gelde gemacht haben?" rief Leolin nachdenklich aus, indem er sich im Stuhle zurücklehnte und die Hände in die Rocktaschen steckte. „Er konnte es nicht verzehrt haben; das wär' ihm dort draußen nicht leicht geworden. Ich hoffe, er hat ein Testament hinterlassen."

„O ja, das hat er sicherlich gethan."

„Das ist ja gar nicht so sicher, Gaunt. Georg war immer sorglos, was Geldsachen anbelangt; — er dachte an alle Welt zuerst und dann erst an sich selbst. Und sein Tod kam unerwartet. Wenn er keine letztwillige Verfügung hinterlassen hat, wer bekommt dann wohl sein Geld?"

„Sein Weib und sein Kind", sprach Gaunt, der in dem Augenblicke eben in eine Träumerei versunken schien.

„Weib und Kind! — Sie träumen, Gaunt", lachte Leolin. „Dachten Sie eben an den armen Guy?"

„Vielleicht", sagte Gaunt, sich ermunternd, und beugte sich wieder über die Bücher.

„Ich würde wohl einen Theil erhalten — und Joan und Isabel — und sie, würde sie auch etwas erben?"

„Wer, Sir?"

„Mrs. Pomeroy."

„Ich dächte nicht."

„Ich nehme an, daß die Dienerschaft sich wohl verhalten hat."

„Sehr wohl, in der That. Sie waren nicht mit Arbeit überbürdet", setzte Gaunt lächelnd hinzu.

Leolin warf den Kopf zurück. „Nein, in der That nicht! Der ganze große Haufe konnte sich hier träge sonnen — nur weil die Leute die Diener Georg's waren — während ich dort drüben wie ein Roß arbeiten mußte. Ah, es ist ein schönes Ding, Lord von Pomeroy zu sein!"

Gaunt antwortete nichts darauf. Sein Haupt war wieder über die Zahlen gebeugt. Nach einer halben Stunde war die Aufgabe beendigt und Gaunt erhob sich, nachdem er das Pult verschlossen hatte.

„Also in einer Woche sehen wir Sie wieder hier", bemerkte er gelegentlich zu Leolin, der am nächsten Morgen nach London zurückzukehren gedachte.

„Ja, in einer Woche sehen Sie mich, wenn Alles gut geht, wieder — mich und mein Weib. Und dann", fügte Leolin hinzu, „werde ich Sie ersuchen, Ihre Verwaltung niederzulegen, Gaunt, und Ihnen vielen Dank für Ihre Mühe aussprechen. Ich gedenke selbst zu arbeiten."

„Ich möchte wünschen, die Geschäfte noch einige Zeit fortzuführen", sagte Gaunt gelassen.

„Warum?"

„Es wäre vielleicht besser so."

„Sie sind noch mit den Osterrechnungen nicht fertig, vermuthe ich."

„Was die Rechnungen anbelangt, bin ich jeden Augenblick bereit, sie vorzulegen", erwiederte Gaunt. „Aber — in anderer Beziehung bin ich nicht ganz bereit."

Sie sahen einander an. Gaunt stand da, ruhig und gelassen,

den mittelgroßen Leolin um beinahe Kopfeshöhe überragend. Leolin fand Gaunt's Benehmen sonderbar; plötzlich fiel ihm dessen krankhaftes Aussehen auf.

„Sind Sie nicht wohl, Gaunt?"

„Nicht sehr wohl."

„Sie sind entsetzlich abgemagert. Warum sprechen Sie nicht mit Norris?"

„O, ich denke nicht, daß es etwas zu bedeuten hat", war die sorglose Antwort.

„Wie befinden Sie sich diesen Morgen, Onkel Leolin?" rief ein junges Dämchen von etwa sechs Jahren, das plötzlich in's Zimmer geflogen kam. Es war Mary Pomeroy, Guy's Tochter. Sie war sehr hübsch mit ihren großen, grauen Pomeroy-Augen und den gut geformten Gesichtszügen. Ihre Gesichtsfarbe war von jenem dunklen, gelblichen Teint, den man oft mit grauen Augen vereint findet, und die Farbe ihrer Wangen war mehr ein lichtes Zinnober, als Karminroth. Sie trug ihr kleines, stolzes Haupt, von dem die reichen, blonden Locken auf den Nacken herabfielen, hoch erhoben, und ihre Haltung und Gang waren die einer Königin.

„Bist du es, Mary? Komm, gieb mir einen Kuß."

„Nein, das thu' ich nicht, Onkel Leolin", war die trotzige Antwort.

„Nein! Und warum nicht?"

„Weil Sie mich gestern aus dem Garten wiesen. Sie ließen mich von Bridget in's Haus bringen."

„Aber es regnete ja. Du wurdest ganz naß; — du hattest leichte Schuhe an."

„Es waren meine Tanzschuhe; ich hatte eben meine Lection

genommen. Aber ich will Sie nicht küssen, Onkel Leolin. Ich bin gerne im Regen, — und wenn Sie nicht hier sind, thue ich immer nach meinem eigenen Willen."

„Wirklich! Nun dann ist es gut, daß ich hier bin, Miß Mary."

„Wissen Sie, daß der alte Jerome draußen im Corridor wartet? Er will mit Ihnen sprechen."

„So?" rief Leolin schnell. „Sage ihm, er soll hereinkommen, — du kleine Fee, du."

„Das mögen Sie ihm selbst sagen, Onkel Leolin. Wenn Sie nicht gut gegen mich sind, werde ich auch nicht gut gegen Sie sein."

Etwas herrischeres, als die Miene dieser kleinen Dame, als sie ruhig und entschlossen da stand, sahst du, Leser, wohl nie. Sie hatte den starren, unbeugsamen Geist ihres Vaters geerbt, und sie war das verwöhnte Spielzeug der ganzen Abtei — das heißt vielmehr, deren kleine Gebieterin, so daß ihr Eigensinn gepflegt, anstatt unterdrückt wurde. Ein kühnes Mädchen war Mary Pomeroy, und dabei hatte sie jenen verständigen, früh=reifen Geist, der einen beinahe peinlich berührt. Sie sagte oft Dinge, die für ein Mädchen von sechzehn Jahren besser gepaßt hätten, als für ein Kind ihres Alters. — Leolin lachte, und Gaunt, welcher sich entfernte, sandte Jerome in's Zimmer.

„Wie kommt es, daß Sie sich nicht früher sehen ließen, Jerome?" fragte Leolin, dem alten Mann die Hand schüttelnd. „Ich bin seit drei Tagen hier."

Jerome brachte eine kleinliche Entschuldigung vor: „er hatte erst gestern von der Ankunft Mr. Leolin's gehört."

„Nun, ich ging gestern zu dem „Keep", um Sie zu besuchen, da Sie nicht zu mir kamen; aber ich konnte nicht hinein. Ich

läutete drei oder vier Mal an Ihrer alten bimmelnden Glocke, die wohl im Jahre eins gegossen worden sein muß. Sie müssen schön einsam in jenem schweigsamen alten Thurme sitzen, Jerome! Wollen Sie in die Abtei zurückkehren?"

„Vielen Dank, Mr. Leolin, aber ich könnte nicht zurückkehren", sagte der alte Mann zitternd und mit Eile. „Ich bin jetzt an meinen Thurm gewöhnt, Sir, und ich könnte ihn nicht mehr verlassen."

„Wie Sie wollen. — Sagen Sie mir einmal, Jerome, — ist Gaunt nicht ganz richtig?"

„Nicht ganz was, Sir?"

„Nicht ganz richtig im Kopfe", erklärte Leolin, seinen Kopf berührend.

Jerome sah sehr erstaunt drein. „Aber, Mr. Leolin, Gaunt hat einen der gesündesten, stärksten Köpfe!"

„Sein Benehmen war jedenfalls sehr sonderbar an diesem Morgen und er sieht sehr krank aus. Als ich ihm sagte, ich würde nun die Verwaltung in meine eigene Hand nehmen und ihm für seine treuen Dienstleistungen dankte, gab er mir zu verstehen, daß er die Geschäfte nicht aufzugeben gedenke. Die Rechnungen wären in Ordnung, aber er wäre nicht bereit."

„Was immer Gaunt sagt — dafür muß er seine guten Gründe haben, — seien Sie dessen versichert, Mr. Leolin."

„Ich habe den Gaunt gerne", fiel hier Mary Pomeroy in ihrem trotzigsten Tone ein, als ob sie sich berufen fühlte seine Vertheidigung zu übernehmen. „Er ist liebenswürdiger als Sie, Onkel Leolin. Als ich noch klein war, machte er mir einen wunderhübschen grauen Esel zum Geschenke und lehrte mich reiten."

Leolin lachte, als er die Hand der kleinen Dame ergriff. „Ich

gehe nun deiner Mutter einen Besuch zu machen; willst du mich führen?“ sagte er im schärfsten Tone. Und Miß Mary gefiel es, seine Führerin zu sein; sie stieg mit großer Wichtigkeit die Treppe hinan. Sie liebte es Gönnerschaft zu üben.

Mrs. Pomeroy saß in dem düsteren Eichenzimmer, das gegen den viereckigen Hof oder Schloßplatz zu sah. So schön auch das Schnitzwerk der Täfelung war, das Gemach wurde dadurch verdüstert. — Sie allein konnte es wissen, welcher Art die Gefühle waren, die sie beherrschten, als sie so, den verhängnißvollen Westthurm im Gesichte, da saß; wie groß die Reue war, die sie wegen der thörichten Rolle, die sie damals gespielt hatte, empfand.

Eine feine Seidenstickerei legte sie aus ihrer Hand, als Leolin eintrat. Sie trug ein Kleid von schwerer schwarzer Seide; auf ihrem glänzenden Haar ruhte ein schwarzer Spitzenschleier, ähnlich einer spanischen Mantilla. So trug sich Mrs. Pomeroy jetzt immer. — Ihre Mutter schalt sie zuweilen, daß sie ein altes Weib aus sich mache, sie ließ sich aber zu keiner Aenderung in ihrer Toilette verleiten.

Wie abgemagert sie war! — Schwach und blaß und sorgenvoll sah sie aus! Aber ihr Gesicht war noch so schön wie ehemals, und eine sanfte Röthe belebte ihre Wangen, als sie sich erhob den Lord von Pomeroy zu begrüßen. Leolin hatte ihr bei seiner Ankunft einen formellen Besuch gemacht; nun stattete er ihr zum Abschied einen zweiten ab.

„Ich muß Ihnen dafür danken, daß Sie mir erlauben diese Räume zu behalten“, sagte sie. Es war eine Herbheit im Ton ihrer Stimme (wie auch früher schon), die unangenehm auf das verfeinerte Ohr Leolin's wirkte, der eine leise sanfte Stimme als die ausgezeichnetste Eigenschaft an einem Weibe schätzte. „Ich

glaube, ich hätte, nach früherem Gebrauche, in den Südflügel ziehen sollen; aber mir sind diese Räume so lieb geworden, daß es mir schwer fallen würde, sie zu verlassen. Ich danke Ihnen, Lord von Pomeroy, für Ihre zarte Aufmerksamkeit."

„Es freut mich, wenn Sie diese Zimmer behalten; ich hätte nie gewünscht, daß Sie dieselben verließen", sprach Leolin, seinem natürlichen Zartgefühle folgend. Er liebte Mrs. Pomeroy nicht; aber sie war seines Bruders Wittwe und er erwies ihr persönliche Achtung.

„Und ich hoffe", fuhr er fort, „daß Sie zu meiner Frau, Lady Anna, in freundschaftlicher Beziehung stehen werden. Ich bin überzeugt, Sie werden sie lieb gewinnen."

„Ich werde mich freuen Lady Anna's Bekanntschaft zu machen", erwiederte sie kühl und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Das Gespräch stockte. Leolin allein sprach; sie antwortete ihm einsilbig und anscheinend ohne Interesse. Er erhob sich, um dem Besuch ein Ende zu machen.

„O, ich vergaß Sie Eines zu fragen", sagte sie noch. „Haben Sie Näheres über Ihres Bruders Georg Tod gehört?"

„Nicht mehr, als wir zu allererst gehört", antwortete er, „daß nämlich der arme Georg im Felde gefallen ist. Er zog des Morgens gesund und frisch aus — und am Abend lag er todt auf dem Schlachtfelde."

„Das ist sehr traurig!" seufzte Mrs. Pomeroy.

„Sein vertrauter Diener, Moore, ist auf dem Wege nach Hause, glaube ich. Er wird die zurückgelassenen Effecten und Papiere mitbringen und uns die näheren Details geben können. Wir erwarteten Moore schon früher", setzte Leolin hinzu, als er Mrs. Pomeroy förmlich die Hand schüttelte. Er verließ

das Zimmer; im Corridore fand er Mary mit ihrer Springschnur.

„Sagte Ihnen Mama, daß ich böse war, Onkel Leolin?"

„Nun — sie würde es mir wohl gesagt haben, wenn ich sie danach gefragt hätte."

„Ich wollte heute Morgens nicht meine Aufgabe machen. Miß Lorne hatte Zahnweh und Mama wollte selbst meine Lection überhören; ich aber lief davon. Aber ich nenne das nicht sehr böse sein, Onkel Leolin."

Die alte Abtei von Pomeroy ragte mit ihren dunklen, düsteren Mauern hoch empor im Dämmerlichte eines warmen Augustabends. Ihre Fenster, von welchen eine große Anzahl hell erleuchtet war, erglänzten im freundlichen Contrast zu dem grauen Gemäuer. Die Dienerschaft eilte geschäftig im Hause hin und wieder; die Vorbereitungen zum Empfange der neuen Herrschaft waren im vollen Gange: Leolin, Lord von Pomeroy, führte seine junge Frau heim.

Die Trauung hatte am Tage vorher in London stattgefunden. Leolin hätte gerne noch am selben Abende die Abtei erreicht; aber die Entfernung war zu bedeutend, sie mußten sich unterwegs aufhalten. Jetzt, in der Dämmerung des zweiten Tages, näherten sich die Reisenden dem Hause, und Lady Anna beugte sich aus dem Wagen, um den ersten Blick auf ihr künftiges Heim zu werfen. Hoch und mächtig erhob sich der stattliche Bau vor ihren Augen.

„Welch' ein großes, weitläufiges Gebäude, Leolin!"

„Es ist ein mächtiger Bau, Geliebte."

„Und man sagt, es spuckt auch ein wirklicher Geist im Hause umher."

Leolin lachte. „Ich fürchte, der Geist ist seit vielen Jahren abgestorben und verschwunden — eine unangenehme Enttäuschung für deine Vorliebe für das wunderbar Romantische."

„Welche Zimmer bewohnt Mrs. Pomeroy?"

„Diejenigen zur Rechten des Eingangs, uns gegenüber. Der herrschende Lord bewohnte sonst immer die ganze Front, aber ich mochte Mrs. Pomeroy nicht aus ihren gewohnten Räumen vertreiben. Wir werden die Gemächer an jener Seite des Eingangs und den anstoßenden Nordflügel bewohnen."

„Es bedarf wohl zur Erhaltung des Hauses einer Armee von Dienern; dieser Fronttheil allein ist ja ungeheuer groß. Wird ein doppelter Haushalt geführt werden — der unsere und der Mrs. Pomeroy?"

„Gewiß. Wir werden nichts mit Mrs. Pomeroy zu thun haben, noch sie mit uns; sie hat ihre eigene Dienerschaft und Haushaltung, und wir haben die unsere. Du und sie, ihr braucht in zwölf Monaten nicht einmal zusammen zu kommen, außer ihr wünscht euch zu sehen."

„Aber, Leolin, ich denke, es wird sehr angenehm sein, mit ihr zusammen zu kommen; ich freue mich auch schon darauf. Was für eine Person ist sie? — Jung?"

„Sieben oder achtundzwanzig Jahre, denke ich, und noch sehr schön. Ich habe sie erst kürzlich kennen gelernt; im Ganzen habe ich sie nur drei Mal gesehen; aber es scheint mir, sie ist das trübseligste Wesen, das mir je in meinem Leben begegnet ist — stolz, zurückhaltend und trauervoll, und man sagt, sie sei ehemals, vor der entsetzlichen Katastrophe, ganz Lebenslust und Heiterkeit gewesen. Sie bewegt sich mit leisem Fußtritte, sieht beinahe Niemanden bei sich, geht kaum jemals aus und scheint kein Interesse

mehr am Leben zu finden — nicht einmal so recht an ihrem Kinde, — trotzdem sie es leidenschaftlich liebt."

Anna schmiegte sich näher an ihren Gatten an.

„Leolin, sie kann doch unmöglich ihrem Gatten wirklich untreu gewesen sein?"

„Still, mein Liebling!" flüsterte er, während das Roth verletzten Stolzes sein Gesicht überzog. „Dies von dem Weibe eines Pomeroy glauben zu müssen — es wäre ein Brandmahl auf unserem Namen für ewige Zeiten. — Nein, nein! — Schon das Zusammenkommen mit einem anderen Mann ohne Guy's Wissen, und wäre es auch nur mit seinem Bruder, war ein großes Unrecht gegen ihn und Guy muß das schmerzlich empfunden haben. Ein Pomeroy war immer — in Bezug auf sein Weib — sans peur et sans reproche."

Der Wagen rollte in den weiten Einfahrtsthorbogen ein und hielt an der Thür rechts an. In der Halle war die Dienerschaft reihenweise zum Empfang aufgestellt. Sie verbeugte sich tief vor ihrem neuen Lord und der neuen Lady. Der alte Jerome sogar war aus dem Wachtthurme gekommen, um sich an ihre Spitze zu stellen. — Anna sprach sie mit einigen schüchternen Worten an; aber es klang wahre Herzensgüte aus ihrem Ton; eine sanfte Liebenswürdigkeit bekundete sich in ihrem Wesen und freundlichen Gesichte. Die Dienerschaft wußte auf den ersten Blick, daß ihre neue Herrin ein liebenswerthes Geschöpf war.

Lady Anna gefiel Alles, was sie sah. Die Zimmer wären so zahlreich, daß sie eine Woche brauchen würde, um sich darin zurecht zu finden", meinte sie lächelnd. Einige davon waren unter Gaunt's Oberaufsicht neu für sie hergestellt und eingerichtet

worden: modernisirt, wie er sagte; — diese waren von beinahe fürstlichem Glanze. Der größte Theil der Gemächer jedoch blieb alterthümlich und düster.

„Denkst du hier glücklich sein zu können?" fragte Leolin, als er in ihr Ankleidezimmer trat, um sie zu Tische abzuholen. „Bedauerst du es, nicht St. Ives anzugehören?"

Bedauern! — Glücklich! — Sie verglich das, was war — den geliebten Mann, ihr fürstliches Heim — mit dem, was hätte sein können — dem einfältigen Herzog von St. Ives und seiner dominirenden Mutter! — Sie faltete unwillkührlich die Hände, als ihre Gedanken auf dem Contraste verweilten. „O Leolin, mein Theuerster, ich bin froh, daß ich dein Weib bin!"

Am nächsten Morgen führte er sie in dem von ihnen bewohnten Theile der Abtei umher, indem er ihr dabei dies zeigte und jenes erklärte, und sie theilweise in die Geschichte der Pomeroys einweihte. Anna interessirte sich auf's Höchste für Alles, was sie hörte, und besonders für die Geschichte vom Bilde der Nonne und der Prophezeiung. Diese eingefleischte Schwätzerin, Mrs. Knox, hatte Anna schon in London ihre Version davon gegeben, nun aber hörte sie das Wahre darüber. — Leolin wenigstens war nicht abergläubisch; die Berührung mit der Welt hatte die Eindrücke der Kindheit abgestreift; aber Anna hatte eine ziemlich große Vorliebe für das Wunderbare.

Der Nachmittag war halb verstrichen, als sie im Garten spazierten — jenem ausgedehnten Landstriche im Norden der Abtei. Gaunt hatte Sorge getragen, daß die Anlagen wohl erhalten waren.

„Ich könnte mich hier verirren — ebenso wie in der Abtei, Leolin. — Was für schöne schattige Bäume! — Welch' schöne

Blumen! — Und diese gewundenen Wege und geschützten Plätzchen! — Aber, Leolin, wer sind diese?“

Leolin folgte der Richtung ihrer Augen und erblickte eine Dame mit einem Kinde, welche eben um die Biegung, die zur Cascade führte, in Sicht kam.

„Das ist Mrs. Pomeroy, Anna. Ich will sie hierher führen und euch einander vorstellen.“

Aber Mrs. Pomeroy wandte sich, als sie ihrer ansichtig wurde, rasch den Gewächshäusern zu, durch welche man zum Ausgang des Gartens gelangen konnte. Sie erfaßte dabei die Hand des Kindes; doch Miß Mary befreite sich alsbald und lief auf Leolin zu.

„Mary, bleib' hier“, rief Mrs. Pomeroy schnell aus.

„Es ist Onkel Leolin, Mama. Ich laufe zu ihm.“

„Aber ich sage dir hier zu bleiben.“

„Und ich sage dir, ich muß zu ihm“, erwiederte Miß Mary, wie gewöhnlich ihrem eigenen unbeugsamen Willen folgend. Und ihrer Mutter zum Trotze setzte sie ihren Weg gegen Leolin zu fort.

„Sind Sie zur Abtei zurückgekehrt, Onkel Leolin?“

„Ja“, antwortete er, sich herabbeugend, um sie zu küssen. „Komm und sprich mit dieser Dame, Mary.“

„Wer ist sie?“ erwiederte das Kind.

„Sie ist die Lady von Pomeroy.“

Schnell ausschreitend, ereilte er noch Mrs. Pomeroy. Sie reichte ihm kühl die Hand.

„Mein Weib ist da, Mrs. Pomeroy. Wollen Sie nicht kommen und ihre Bekanntschaft machen?“

„Wäre es ihr angenehm?“

„O ja, gewiß; sie wünscht Sie kennen zu lernen. — Wir kamen gestern Abend an, wie Sie wohl gehört haben werden."

Unterdessen war Mary mit langsamen, aber furchtlosen Schritten an Lady Anna herangetreten und betrachtete sie — mit ihren durchdringenden Pomeroy-Augen — scharf und genau. Anna reichte ihr die Hand, um sie näher an sich heranzuziehen; aber anstatt dieser Aufforderung nachzukommen, blieb das Kind einige Schritte entfernt stehen.

„Wie heißen Sie?" frug Mary kühn, mit dem ganzen Pomeroy'schen Hochmuthe.

„Lady Anna."

„Mein Onkel Leolin sagt, Sie sind die Lady von Pomeroy."

„Ich glaube, ich bin es", lächelte Anna.

„Sie sind es nicht. Mama ist die Lady von Pomeroy. Warum sagen Sie eine Unwahrheit?"

Anna lachte. „Darüber wollen wir nicht disputiren, meine Liebe. Sage mir deinen Namen."

„Mary Alice Joan Pomeroy. Mein Papa war Guy, Lord von Pomeroy. Onkel Leolin ist jetzt der Lord."

„Ja, das weiß ich."

„Und Mama ist die Lady", wiederholte sie trotzig herausfordernd. „Waren Sie jemals früher in der Abtei?"

„Nein."

„Das hier ist der Ostthurm und das der Nordthurm", sagte das Kind, mit Würde die Honneurs ihres väterlichen Hauses machend. „Und jenes eigenthümliche Gebäude drüben ist der Wachtthurm. Jerome wohnt darin."

Anna blickte nach der angedeuteten Richtung und sah ein rundes graues Steingebäude, das so wie die Abtei mit Moos

bedeckt war; hier und dort bemerkte man ein kleines, rundes Fenster in der grauen Steinmasse.

„Wer ist Jerome?“ fragte sie. „O, ich erinnere mich ihn gestern Abend gesehen zu haben.“

„Jerome war der vertraute Diener der Lords von Pomeroy. Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?“

„Ja“, lachte Anna.

„Er war meines Großvaters Kammerdiener; als der Großpapa starb, wurde er Papa's Diener, und wie mein Papa starb, wollte er nicht mehr in der Abtei bleiben, sondern zog in den Wachtthurm. Ich war damals ein kleines Kind, aber Bridget erzählte mir davon. Ich besuche den Jerome manchmal.“

„Der Wachtthurm gehört also zur Abtei, den Lords von Pomeroy?“ fuhr Anna fort, welche Mary für ein sonderbar früh entwickeltes Kind hielt.

„Natürlich gehört er ihnen. Er gehörte dem Onkel Georg, während er lebte, und jetzt gehört er dem Onkel Leolin. Wissen Sie, daß Onkel Georg niemals nach Hause kam, obwohl er der Lord war?“

„Ich habe das gehört.“

„Aber der Wachtthurm gehört dem Jerome für seine Lebenszeit; der alte Lord übergab ihm den Thurm vor dem Sterben. Das war mein Großpapa, wir nennen ihn den alten Lord.“

„Wer hat dich von all' dem unterrichtet?“

„Sie erzählen mir Alle davon. Bridget erzählt mir, und Jerome erzählt mir und Tante Joan, wenn sie herkommt, und Mr. Gaunt erzählt mir auch. Gaunt war früher der Gamekeeper-Förster. Die Leute unter ihm waren die wirkliche. Förster, wissen Sie, obwohl man Gaunt den Förster nannte; aber Gaunt

ist ein wirklicher Edelmann; er rechnet seine Abkunft weit zurück, so wie wir. — Ich höre nichts als Geschichten von den Pomeroys. — Wir stammen von Königen ab, wir Pomeroys, und so giebt es viel von uns zu erzählen; wir sind nicht wie die gewöhnlichen Leute. Sie sollten die alte Naomi Rex von uns sprechen hören. Sie ist Bridget's Tante und sie wohnt im Walde, — und wenn ich auf meinem hübschen Esel, den Gaunt mir schenkte, dahinritt, pflegte sie herauszukommen und ihn mit Grünem aus ihrem Garten zu füttern. Sie glauben nicht, wie böse ich Bridget machte, weil ich den Esel immer galoppiren ließ und Bridget nicht rasch genug laufen konnte, um mit ihm Schritt zu halten. Das war, wie ich noch klein war, jetzt habe ich einen Pony."

„Und läuft Bridget noch immer an deiner Seite?"

„Nein, wir leihen uns den Jeffs."

„Leihen Jeffs?!"

„Jeffs ist des Lord Kutscher, nicht Mama's; unserer ist Croft; aber Mama vertraut mich lieber dem Jeffs an, weil er alt und besonnen ist. Jeffs reitet eines der alten Pferde, das nicht schneller gehen will, als mein Pony. — Ich fragte einmal Jeffs, warum er nicht Mama's Kutscher sein will, und er sagte, er wäre es geworden, aber leider wäre ich ein Mädchen und kein Knabe. Wir reiten zu Naomi hinauf und sie erzählt mir Geschichten von den Pomeroys, wie groß und gut sie waren. Mama erlaubt mir nicht, daß ich ihr die Geschichten wiedererzähle, sie sagt, sie hat schon zu viel davon gehört; aber Mama ist eben keine ächte Pomeroy, sehen Sie."

„Sie sind ein sonderbares Kind!" rief Lady Anna unwillkührlich aus.

„Das ist, weil ich eine Pomeroy bin!" entgegnete das Kind.

„Wenn ich Mama böse machen will, sage ich ihr, daß ich eine Pomeroy bin und sie nicht. Einmal schlug sie mich dafür und verbannte mich auf zwei Tage in die Kinderstube. — Mir lag nichts daran, ich habe den Pomeroy=Geist!"

„Wie konnten sie nur das Kind in dieser Weise aufziehen?" dachte Anna ganz bestürzt. „Und es wäre gewiß ein liebenswürdiges Kind, wenn es vernünftig erzogen würde."

Leolin kam eben mit Mrs. Pomeroy heran, als dieser Gedanke ihr durch den Kopf fuhr, und stellte die beiden Frauen einander vor.

„Mrs. Pomeroy", sagte er kurz. „Und dies", fügte er hinzu, „ist mein Weib, Lady Anna."

Anna erröthete und streckte mit Herzlichkeit die Hand aus, wie es unter so nahen Verwandten in der Ordnung war. — Mrs. Pomeroy trug denselben Anzug, in welchem wir sie neulich sahen: ein schweres schwarzes Seidenkleid, das hoch bis zum Halse hinauf reichte; die schwarze Spitzenmantilla auf ihrem Haar. Anna war in leichte, helle Seide gekleidet; ihr blondes glänzendes, schmucklos geordnetes Haar, leuchtete im Sonnenstrahl auf, so oft sie den Sonnenschirm wandte. — Es war ein heißer Tag; keine von den Damen trug einen Hut. Sie bildeten einen auffallenden Contrast: die eine so heiter und glücklich aussehend, die andere dunkel und düster; der schwarze Sonnenschirm erhöhte noch den letzteren Eindruck.

Anna hatte erröthend ihre Hand ausgestreckt, auf ein ebenso freundliches Entgegenkommen hoffend; ihr liebliches Gesicht nahm dabei einen fast flehenden Ausdruck an. Der zartfühlenden jungen Frau schien ihre eigene Ankunft in der Pomeroy=Abtei und die damit verbundene Entthronung einer Vorgängerin eine

furchtbare Sache, vor der sie zurückschreckte, und sie sehnte sich nach einigen Worten der Aufmunterung und Sympathie. Aber Mrs. Pomeroy verbeugte sich nur kalt und fremd und beachtete ihre ausgestreckte Hand nicht, als ob sie sie nicht sähe. — Das Kind hatte eben von dem Pomeroy-Geiste gesprochen, der Pomeroy-Unwille verfinsterte das Gesicht des Lord.

So standen sie da, in unerquickliches Schweigen versunken, dessen Ursache die auffallende Unhöflichkeit Mrs. Pomeroy's war. — Das Herannahen eines mit vier Postpferden bespannten, staubigen Reisewagens diente daher in diesem Augenblicke der Verlegenheit als höchst willkommene Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit. Von jenem Punkte des Gartens, auf welchem sie standen, übersah man die Auffahrt zur Abtei; der Reisewagen, dessen Fenstervorhänge zugezogen waren, verließ eben die Landstraße und bog in den Weg zum Hause ein. Ein Diener saß neben dem Kutscher auf dem Bocke, und auf der Täfelung des Wagens prangte ein großer Wappenschild. — Mary hatte scharfe Augen; sie war die erste, die sprach.

„Das Pomeroy-Wappen! — Das muß Tante Joan sein."

Aber Leolin's Augen weiteten sich in maßloser Verwunderung, als er das Gefährte anstarrte. — Das war das Wappen des Lord von Pomeroy, und kein lebender Mensch außer ihm selbst hatte ein Recht darauf; sicherlich keine Frau, mit Ausnahme seiner Frau, und zwar auch diese nur als seine Frau. — Das vollständige Wappen, mit den Feldern, Querbalken, den Stützen und dem ganzen Beiwerk, das an dem herannahenden Wagen immer deutlicher sichtbar wurde, gebührte nur dem Lord allein; das Wappen der anderen Familienglieder war viel einfacher. — Mrs. Pomeroy strengte ihre Augen an und wurde, als sie das

Wappen erkannte, bleich wie der Tod. — Sie selbst hatte sich dieses Wappens begeben, als ihr Gatte todt war; wäre ihr Kind ein Knabe statt eines Mädchens gewesen, so hätte sie, als des jungen Lords Mutter, das Recht darauf behalten.

„Es kann doch nicht Rupert sein!“ kam von Leolin's zusammengepreßten Lippen, als seine Gedanken zu demjenigen flogen, der an seiner Statt hätte Lord sein sollen und es nicht war. „Unter uns wieder zu erscheinen, hieße sein Schicksal herausfordern, wir könnten ihn davor nicht retten!“

Anna's Hand stahl sich in diejenige ihres Gatten. Der Name Rupert erweckte allerhand unausgesprochene Befürchtungen in ihrer Seele. — „Was würde es sein, Leolin — sein Schicksal?“

„Der Tod“, antwortete Leolin mechanisch. „Tod durch öffentliches Urtheil. — Aber welch' unsinniger Traum umfängt mich denn?“ brach der Lord plötzlich ab, seine Stirne trocknend. „Es kann nicht Rupert sein!“

Mary Pomeroy faßte ihren Onkel fest an.

„Sehen Sie Mama an“, sagte sie erschrocken flüsternd.

Er wandte sich um, sein Weib that desgleichen, — und sie beeilten sich die sinkende Frau zu unterstützen. Ihr Gesicht war geisterhaft bleich, ihre Hände fielen schlaff herab, sie schwankte. Die Erwähnung Rupert's hatte sie tödtlich erschreckt; kam er in Wahrheit heim, um seinem Schicksal die Stirne zu bieten?! — Niemand auf der ganzen Welt würde es wagen, dieses Wappen zu gebrauchen, außer Rupert!

V. Kapitel.

Ueberraschender Besuch.

Der Reisewagen, der so viel schmerzliche Bewegung verursachte, fuhr in den weiten Thorbogen der Abtei ein und hielt an. Eine Dame in tiefer Trauer, eine hohe, schöne, echt königlich aussehende Frau, entstieg demselben, gefolgt von einer Dienerin und einem kränklichen Kinde, einem Knaben von beiläufig sieben bis acht Jahren. Sie erkundigte sich nach Mrs. Pomeroy und wurde die große Treppe hinauf=geführt. Der Lord trat hinzu, als die Ankündigung des Besuches Mrs. Pomeroy in den Garten gebracht wurde, und fühlte sich bei Anhörung der Botschaft sehr erleichtert. — Nur eine Dame! — Aber wo in aller Welt hatte sie diesen Wagen aufgelesen?

Alice verfügte sich in ihre Empfangsgemächer. Sie fand das Kind auf einem Sofa liegen und neben demselben dessen Wärterin. Die Dame selbst erhob sich beim Eintritte Mrs. Pomeroy's von ihrem Sitze und warf den dichten, schwarzen Crepeschleier zurück. Sie standen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

„Kennen Sie mich?“ fragte die Fremde.

Erinnerung tagte in Mrs. Pomeroy's Geist: das mußte Sybilla Gaunt sein, die Tochter Gaunt's, des Försters, sie, die vor beinahe acht Jahren den Ort verlassen hatte und mit deren gutem Namen die Gerüchte nicht eben glimpflich umgegan=

gen waren. Sie konnte sich nicht mehr irren: diese edlen, schönen Gesichtszüge konnten, einmal gesehen, nicht mehr vergessen werden.

„Sie sind Sybilla Gaunt?"

„Ich war Sybilla Gaunt vor Jahren. Jetzt bin ich Sybilla Pomeroy."

Mrs. Pomeroy erstarrte zu Eis: „Was mag der Zweck Ihres Besuches sein?" fragte sie kalt.

„Ich wünschte zuerst mit Ihnen allein zu sprechen, wie es mir die Höflichkeit vorschrieb, um Ihnen zu erklären, warum ich von nun an meine Rechte geltend machen muß; so sehr es mich auch betrübt", fügte Sybilla sich verbeugend hinzu, „die Lady von Pomeroy anscheinend zu verdrängen."

„Ich bin nicht die Lady von Pomeroy", unterbrach Alice sie scharf.

„Nicht, in der That, dessen bin ich gewahr, — jedoch bis jetzt herrschten Sie hier als diese."

„Ich herrsche hier nicht mehr", warf Alice ein, und ihre Stimme klang rauher als sonst. „Nicht ich bin hier die Lady von Pomeroy."

„Und wer ist es dann? wenn Sie mir die Frage erlauben."

„Die Frau des Lord."

„Des Lord! — Von wem sprechen Sie?"

„Von wem sollte ich sprechen, als von Leolin?" war die rasche Antwort; „Leolin ist der Lord von Pomeroy."

„Leolin! — Ist es denn möglich, daß Leolin sich angemaßt hat....."

Alice von Pomeroy ließ sie nicht weiter reden. Wieder erklang ihre rauhe Stimme als Unterbrechung. Personen, deren

Charakter selbst nicht zu den weisesten gehört, sind immer gleich bereit, wo es nur angeht, andere Leute für kohlschwarz zu halten, und wirklich sehr schwarz erschien Alice Sybilla Gaunt. Die alten Erinnerungen waren die Ursache ihrer Unhöflichkeit.

„Leolin ist von rechtswegen der Lord von Pomeroy, er hat es nicht nöthig, sich die Stellung anzumaßen."

Ihr Besuch wendete sich zu dem Sofa. Die Hand ihres Kindes erfassend, flüsterte Sybilla ihm zu: „Rupert, mein Liebling, kannst du einige Schritte machen? — Ja, ich denke, du kannst es; ich wünsche dich dieser Dame vorzustellen."

Sie hob den Knaben zärtlich auf den Boden herab und führte ihn zu Mrs. Pomeroy. Er war ein anmuthiges, edel aussehendes Kind, obwohl er jetzt sehr blaß und schwach aussah. Seine Gesichtszüge waren sehr schön; er hatte die ausdrucksvollen, veilchenblauen Augen seiner Mutter, aber man konnte nicht verkennen, daß er von väterlicher Seite ein Pomeroy war. Seine Mutter stellte den Knaben vor sich.

„Dieses Kind", sagte sie, „ist der Lord von Pomeroy."

Mrs. Pomeroy konnte in ihrer Ueberraschung kein Wort, weder der Zustimmung noch der Widerlegung hervorbringen; plötzlich fiel ihr ein zu fragen: „Ist es recht", und sie deutete hochmüthig nach der Magd, „Familienangelegenheiten vor der Dienerschaft zu besprechen?"

„Sie versteht kein Wort, sie ist eine Französin. Mrs. Pomeroy, Leolin ist nicht der Lord und war es nie. Von dem Augenblicke an, in welchem mein Gemahl den letzten Athemzug that, war dieses Kind, sein Sohn, Lord von Pomeroy."

„Es ist eine leichte Sache, dies zu behaupten", lachte Mrs. Pomeroy spöttisch. „Es ist möglich, daß Georg Pomeroy Ihnen verspätet die Ehre wieder herzustellen trachtete; es kann ja sein, ich weiß es nicht — ohne Zweifel werden Sie dies behaupten — aber dieses Kind ist sieben Jahre alt und nicht einen Tag weniger."

„Sie mögen von dem edlen Blute der Gaunts gehört haben", sprach Sybilla gelassen. „Mein Vater würde Ihnen sagen, daß es nicht weniger rein als feurig ist. Können Sie mich ansehen und glauben, daß ich es entehrt habe?"

„Sie verließen das Dorf, um Georg Pomeroy zu folgen."

„Ja, aber viele Monate früher war ich Georg Pomeroy's Weib geworden. Wir wurden hier verheirathet, hier in der zur Abtei gehörenden Kapelle."

„Kann das wahr sein?" murmelte Mrs. Pomeroy.

„Ich will das Gesagte nicht wiederholen", war die stolze Antwort. „Für unsere Heirath wird der Beweis eben so leicht zu liefern sein, als für die Ihrige."

„Ihre Ehe wurde heimlich geschlossen?"

„Sie mußte aus guten Gründen meines Gemahls heimlich geschlossen werden. Sie war Niemandem bekannt, als dem Priester, der uns verband, dem guten Pater Andrew und Rupert."

„O! Rupert wußte davon?" — Unglaube und Hohn klang aus den letzten Worten.

Sybilla sagte ruhig: „Gewiß, Rupert. Er war bei der Trauung anwesend. Später, als Georg zur Bestattung des alten Lord herüberkam, eröffnete er meinem Vater und Guy Pomeroy die Wahrheit; er traf auch alle nöthigen Vorberei-

tungen, damit ich Abbeyland verlassen könnte, aber ich wünschte, meines Vaters wegen, so lange als möglich hier zu bleiben. Als ich endlich fortging, begleitete mich Rupert bis Holyhead und Georg empfing mich drüben. Etwas später wurde mein Sohn geboren."

„In Irland?"

„In Irland. Georg war dort stationirt. Kurze Zeit darauf mußte Georg mit seinem Regimente nach Indien. Ich folgte ihm dorthin mit dem Kinde und dessen Wärterin, sobald es meine Kräfte erlaubten. Das Klima in Indien hat meinem Kinde nicht gut gethan; es ist nicht kräftig geworden", fügte sie hinzu, zärtlich nach dem kleinen Rupert blickend, der zu dem entfernten Sofa zurückgekehrt war. „Rupert ist nun beinahe acht Jahre alt."

„Und er ist wirklich und wahrhaftig der Lord von Pomeroy?" sprach Mrs. Pomeroy, die noch immer diese Thatsache nicht zu fassen vermochte, obwohl sie nicht mehr an der Wahrheit der Erzählung zweifeln konnte.

„Er ist so wahrhaftig der Lord von Pomeroy, als es Jemand sein kann, ausgenommen — ausgenommen ihn, den Flüchtling. Er ist der wirkliche Lord und wird es bis an sein Lebensende sein, trotzdem er seine Rechte als solcher nicht genießen kann."

„Ich denke, er muß todt sein", flüsterte Mrs. Pomeroy mit bebenden Lippen.

„Nein, er ist nicht todt", begann Sybilla. Aber sie brach plötzlich ab und ihr Ton wurde kalt. „Lassen wir diesen Gegenstand aus unserem Gespräche. Sie mögen nicht gerne dabei verweilen und ich will ihn nicht mehr berühren."

Alice Pomeroy's Gesicht röthete sich heftig; in der nächsten Sekunde wurde es bleicher als zuvor. Ihre Lippen bebten.

„Ich sehe, Sie haben nicht mehr Mitleid mit mir als die Andern. Sie haben mich so hart beurtheilt wie sie Alle. Niemand stand mir bei in der bittern Prüfungszeit. — Einfach aus Menschlichkeit müssen Sie den Satz vollenden, den Sie begonnen haben. — Lebt er?"

„Ja. Wenigstens war dies vor Kurzem noch der Fall. Mein Mann pflegte hie und da Nachrichten von ihm zu erhalten."

„Von ihm selbst! — brieflich?! — Er könnte hierher zurückkommen", setzte sie in heftiger Bewegung hinzu. „Er könnte, die Gefahr nicht verkennend, danach trachten wollen, seine Rechte als Lord von Pomeroy geltend zu machen!"

„Das wird er niemals thun", erwiederte Sybilla und ihre Stimme klang unsäglich traurig. „Er erkannte Georg als den rechten Lord unter den obwaltenden Umständen und dessen Kind als den Erben an." Daß Sybilla in ihrem Herzen Rupert's Verbrechen entschuldigte, daran war kaum zu zweifeln. Mrs. Pomeroy schauerte zusammen. Es griff sie jedesmal sehr an, wenn sie an die Vergangenheit unerwarteterweise erinnert wurde. Sie verzieh Sybilla nicht, die Schatten heraufbeschworen zu haben.

„Mit welchem Vorhaben sind Sie erschienen?" fragte sie halb ungeduldig.

„Können Sie noch fragen, da Sie jetzt wissen, wer ich bin?" entgegnete Sybilla mit ruhiger Würde. „Mit dem Vorhaben, mein Kind in seinem ererbten Heim aufzuziehen und in meinem eigenen Rechte hier zu wohnen. Ich bin die Lady von Pomeroy."

Mrs. Pomeroy sann nach. „Wie wird Leolin das aufnehmen? und sein junges Weib, Lady Anna? — Sie wurden erst vor

zwei Tagen verheirathet. Er stellte sie mir soeben als Lady von Pomeroy vor."

„Ich kann das nicht begreifen. Mr. Hildyard wurde davon in Kenntniß gesetzt, daß Georg einen Sohn hinterließ, der nach seinem Tode natürlicherweise der Lord von Pomeroy geworden war. Und mein Vater wußte es von Anfang her. Wie sie es zugeben konnten, daß der arme Leolin die Erbschaft antrat, ist ganz unerklärlich."

„Warum kamen Sie nicht gleich nach Hause?"

„Ich kam, so bald ich konnte; sobald nämlich meines kleinen Rupert's Gesundheit es erlaubte. Georg's Kammerdiener begleitete uns und brachte auch die Papiere und Effecten. Wir kamen auf die Ueberland-Route. — In Paris wurde Rupert wieder schwer krank und das hielt uns neuerdings auf. Ich sah übrigens keinen Grund zu besonderer Eile, da Hildyard, wie ich wußte, die nöthigen Instructionen hatte", schloß Sybilla.

„Das wird ein Schlag für Leolin sein." Und Mrs. Pomeroy lächelte beinahe, als sie dies sagte, gerade als ob sie sich dessen freute.

„Es betrübt mich ungemein ihn beeinträchtigen zu müssen; aber es bleibt mir keine andere Wahl. Ich bin nicht mit der Absicht gekommen, Unfrieden zwischen uns zu stiften; wenn Leolin vernünftig sein wird, soll er mich auch so finden. — Ich will ihnen, in Gottes Namen, die Pracht und die Macht lassen — in Allem was nicht meinen Knaben angeht."

„Hatten Sie noch andere Kinder?"

„Drei", seufzte sie. „Sie starben in Indien."

„Ich weiß, wem dieses hier ähnlich sieht", sagte Mrs. Pomeroy, „demjenigen, dessen Namen es trägt. — O, warum nannten Sie es Rupert?" fuhr sie in schmerzlichem Tone der Klage fort.

„Uns gefiel der Name und Georg war immer seinem Bruder Rupert innig zugethan. Rupert besuchte uns in Irland und war bei der Taufe des Kleinen zugegen. — Aber nun muß ich mit Leolin sprechen.“

Mrs. Pomeroy sandte einen Boten zu Leolin und ersuchte um seine Gegenwart im Salon. Sonderbar genug, diese erstaunliche Neuigkeit, nun sie sich daran gewöhnt hatte, war ihr vielleicht nicht ganz unwillkommen. Sie war Leolin niemals geneigt gewesen. Er hatte, als er zu Guy's Begräbniß herübergekommen war, sie und ihr Benehmen in seinen Worten nicht geschont — und irgend ein liebenswürdiger Horcher hatte ihr die Worte dienstfertig hinterbracht. Sie hatte Leolin seither nie verziehen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir sagen, sie haßte ihn, und lieber noch hätte sie Sybilla als Herrscherin in Pomeroy gesehen als Leolin.

Leolin, der noch mit seiner Frau im Garten weilte, folgte Mrs. Pomeroy's Rufe, ohne zu ahnen, welche Kränkung seiner harrte. Es traf sich, daß die französische Bonne eben das Kind aus dem Zimmer führte, als er sich der Thür näherte. Das Kind erregte sogleich seine Aufmerksamkeit: es war so schwächlich, so schön, so ähnlich — es fiel ihm augenblicklich auf — so ähnlich seinem Bruder Rupert, ja, und Georg auch.

„Wer sind Sie, wer ist dies Kind?“ rief er aus, vor ihnen stehen bleibend.

Und das Kind erhob seine großen blauen Augen und antwortete artig: „Ich bin der Lord von Pomeroy.“

Leolin lachte geringschätzend. „Armes Kind, wer hat sich einen Spaß mit dir gemacht? Wer ist der Knabe?“ wiederholte er zur Bonne.

«Plaît-il, Monsieur?»

Leolin vertauschte seine Sprache mit der ihrigen, die er beinahe wie ein geborener Franzose sprach (wie alle Pomeroys), und wiederholte seine Frage nochmals.

«Monsieur, c'est le seigneur de Pomeroy.»

Er wandte sich mit einer Geberde des Unwillens von den Beiden, betrat den Salon und stand im höchsten Erstaunen vor Sybilla, die er augenblicklich erkannte.

„Ach, Sybilla! Sind Sie es?" rief er aus? „Sind Sie zurückgekehrt!"

Mrs. Pomeroy trat sachte zu ihnen heran. „Leolin, es ist die Lady von Pomeroy."

Leolin blickte von der Einen zur Anderen und sein Antlitz verfinsterte sich. „Die Lady von..... was sagen Sie?"

Aber nun war es die Lady von Pomeroy selbst — denn so müssen wir sie von nun an nennen — welche das Wort nahm. „Leolin, ich bin in der That die Lady von Pomeroy, und ich war es seit jener Unglücksnacht, welche Guy der Abtei entriß. Georg, wie Sie wissen, folgte ihm, — denn Rupert konnte es nicht."

„Nun?" sprach Leolin verwundert.

„Nun — ich war Georg's Weib."

„Weib!" höhnte Leolin.

„Ich war Georg's Weib lange bevor Ihr Vater starb."

„Ich hörte eine Geschichte von Sybilla Gaunt, welche das Dorf verließ — weil sie nicht länger darin verweilen konnte, — aber man bezeichnete Rupert als den Ritter der Dame."

Die Lady von Pomeroy stand hoch aufgerichtet ihm gegenüber —und sprach ohne Aufwallung (die doch natürlich gewesen wäre):

„Ich wurde Georg hier in der Kapelle von Pomeroy angetraut. Guy und Rupert wurden die vertrauten Mitwisser unseres Geheimnisses; denn mein Mann hielt es für angemessen, es ihnen mitzutheilen — Rupert gleich zur Zeit und Guy später. — Ich blieb noch viele Monate nach meiner Verheirathung hier und folgte dann meinem Gatten nach Irland, wo unser Kind geboren wurde. Rupert besuchte uns dort und war der Taufpathe des Kindes."

„Es ist eine gefälschte — eine erfundene. . . . ."

„Halt, Leolin", fiel ihm Sybilla in die Rede. „Sind die Gaunt's der Lüge — des Betruges fähig? Obwohl unser Erbe und unsere Stellung durch Generationen nach und nach zu nichts herabgesunken war — haben Sie meinen Vater jemals eines unehrenhaften Wortes, einer solchen Handlung schuldig befunden? — Er war den Lords von Pomeroy unterthan — beinahe einem Diener gleich geachtet, und dennoch blieb er der selbstbewußte Abkömmling der Edelsten des Landes und ich bin seine Tochter. Sie wissen, daß ich Ihnen nur die Wahrheit sage. Wenn es Ihnen aber beliebt ist an meinen Worten zu zweifeln, so senden Sie nach Pater Andrew, er wird sie bekräftigen. Er war es, der uns verband."

Leolin stand wie vernichtet da; er fand keine Worte der Widerlegung.

„Ich bin die Lady von Pomeroy, Georg's Wittwe", wiederholte sie ruhig", und Georg's Sohn, Rupert, ist der Lord. Ich bin in mein Vaterland zurückgekehrt, um meine Rechte geltend zu machen. Wenn ich mein volles Recht in Anspruch nähme, so würde ich nicht als des verewigten Lord Wittwe, sondern als die herrschende Gebieterin hier einziehen; so lange mein Sohn, der Lord Rupert,

unverheirathet ist, kann keine Andere als ich Lady von Pomeroy sein. — Sie müssen einsehen, Leolin, daß mir keine Wahl bleibt; daß ich meines Sohnes wegen meine eigenen Rechte wahren muß. Jedoch, wie ich soeben zu Mrs. Pomeroy gesagt..... wo ist sie?"

Die Lady von Pomeroy wandte sich um und Leolin folgte ihrer Bewegung, aber Mrs. Pomeroy, welche einen Augenblick früher noch an ihrer Seite gestanden, war verschwunden. Sie hatte sich schweigend und unbemerkt aus dem Zimmer begeben.

„Ich bin nicht gekommen, um einen Sturm heraufzubeschwören, Leolin; nicht um Verwirrung in Ihre Verhältnisse zu bringen. — An dem einen Theil der Rechte einer Lady von Pomeroy liegt mir wahrlich nichts; die gesellschaftlichen Pflichten überlasse ich gerne einer Anderen. — Ich werde nur beschränkten Raum in der Abtei beanspruchen; aber, Sie begreifen es wohl, ich muß des Hauses anerkannte Herrin sein. Ich will mich damit begnügen, ruhig und zurückgezogen hier zu leben, die Erziehung und Gesundheitspflege meines Sohnes zu überwachen. — Deshalb — wenn Sie auch nicht der Lord sind, es nicht sein können, wäre es mir doch sehr erwünscht, wenn Sie vorläufig als der Repräsentant des Hauses in der Abtei verweilen wollten. Ich würde wünschen, daß Sie mit Ihrer jungen Frau, mit welcher, wie ich höre, Sie sie sich eben erst verbunden haben, hier in der Abtei die Honneurs des Hauses machten, einen Theil der Einkünfte genössen — kurz in Allem und Jedem die Ersten wären, bis auf den Namen. Leolin, Sie errathen wohl nicht die Gefühle, welche mich drängen so zu handeln?"

Er fragte nicht nach ihren Gefühlen; er stand unbeweglich mit gerunzelter Stirn und mit zusammengepreßten Lippen da.

„Ich will Ihnen sagen, warum ich so handele", sagte sie und

ihre Stimme sank zum Flüstertone herab. „So lange er lebt, ist er der eigentliche Lord von Pomeroy. Er ist es, Leolin; wenn er auch durch eine leidenschaftliche Handlung das Recht zu herrschen verloren hat, bleibt er doch der wahre Lord von Pomeroy; er lebt im Exil, in der Armuth — und trotz Allem bleibt er das Haupt des Hauses Pomeroy. Weder Georg, noch unser Sohn, noch Sie, Leolin, hatten und konnten ein wirkliches Recht auf den Titel und die übrigen Vortheile haben, so lange er lebt — und. . . . ."

„Wie können Sie einer so abgeschmackten Theorie Worte leihen?" fuhr Leolin zornig auf.

„Ich spreche, wie ich fühle", sagte sie ruhig, „und nach meinem Empfinden ist, was immer auch geschehen sein mag, er allein der legitime Herr von Pomeroy. Wäre es vorbedachter Mord gewesen — dann, gebe ich Ihnen zu, wäre auch Exil und Tod wohlverdiente Strafe; aber Sie wissen, was es war: ein Streit, ein Handgemenge. — Deshalb finde ich, daß Keiner von uns ein besseres Recht hier hat, als der Andere: Sie, als der letzte der Brüder — mit Ausnahme seiner selbst eben — haben vielleicht, so lange er lebt, das größte Recht auf die Stellung und ihre Vortheile. Dieses Gefühl war es auch, das meinen Gatten, nebst seiner Vorliebe für den Soldatenstand, den er nur sehr ungerne gerade vor dem Kriege verlassen hätte, verhinderte nach Hause zu kommen und sich hier als Lord von Pomeroy zu etabliren; er fühlte, daß sein Recht ein falsches Recht sei, so lange sein unglücklicher Bruder lebte. Mein Sohn ist der Lord vor der Welt und muß es sein, denn wir können das Gesetz der Nachfolge nicht umstoßen; aber, Leolin, bleiben Sie und Ihre junge Frau in der Abtei und halten Sie deren Glanz und Geselligkeit aufrecht."

Noch immer kam von dem gestürzten Lord keine Antwort.

„Und dann noch Eins“, fuhr sie mit ganz verändertem Tone fort. „Eine Stimme flüstert mir zu, daß ich, wollte ich mein volles Recht in Anspruch nehmen, es vielleicht nur thäte, um es Ihnen beim Ableben meines Kindes wieder abzutreten. Ich fürchte, mein Rupert wird nicht groß werden, Leolin; er war in Indien immer schwächlich, und gerade ehe sein Vater starb, hatte er einen Fieberanfall nach dem anderen; er hat sich seither noch nicht erholt. — Sollte das Kind sterben, und ich habe leider gegründete Angst, daß es so sein wird, — dann sind Sie wieder der Lord von Pomeroy, Leolin.“

„Ich kann nur wiederholen, daß Ihre Gefühle mit Bezug auf den unglücklichen Rupert ganz unverantwortlich übertrieben sind.“

„Es ist nun einmal meine Ansicht“, antwortete Sybilla, während ihr das Blut in's Gesicht schoß, „und sie war auch diejenige meines Gemahls vor mir. Sollte er sterben, der arme verbannte Wanderer — nun dann würde ich wünschen, etwas mehr Raum hier einzunehmen, als jetzt; ich würde vielleicht Mrs. Pomeroy bitten, mir jene Staatsgemächer zu überlassen, welche sie bis jetzt fortfuhr zu bewohnen. — Aber Eines werde ich niemals thun, Leolin — nämlich Sie und Ihre Frau verdrängen.“

„Der arme Verbannte, wie Sie ihn nennen — ich möchte eher sagen, der verbrecherische Verbannte — muß seit langer Zeit todt sein.“

„Er ist nicht todt, Leolin.“

„Nicht todt! Wie wissen Sie das?“

„Weil Georg noch gerade vor seinem Tode von ihm gehört hatte.“

„Wo ist er? Was thut er?“ fragte Leolin in heftiger Bewegung.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wo er ist; ich weiß es nicht. So viel Georg und ich entnehmen konnten, bewegte er sich von einer wüsten Gegend zur anderen, den von civilisirten Menschen bewohnten Landstrichen ausweichend. Einmal schrieb er uns aus der Tiefe irgend einer unbekannten Gegend im Pacific, dann aus einer afrikanischen Wüste. Sein ganzes Leben verbringt er in dem Bestreben, sich vor seinen Mitmenschen verborgen zu halten. Und so muß es fortgehen bis an's Ende!“

Leolin seufzte. Er und Rupert waren zusammen erzogen worden; sie hatten in ihrer Kindheit dasselbe Zimmer getheilt, dieselben Studien in der Knabenzeit, dieselben Vergnügungen als junge Männer. Trotzdem was geschehen war — waren sie doch Brüder; es gab Momente, in welchen er tief für seinen Bruder fühlte.

„Wir glaubten ihn todt“, sagte er. „Er hat uns niemals das geringste Lebenszeichen gegeben — diese ganzen langen Jahre hindurch.“

„Wie konnte er ein Zeichen von seiner Existenz geben, Leolin? Wie konnte er wissen, ob nicht Jemand von Ihnen hier im Zorne ihn der Gerechtigkeit zu überliefern trachten würde? Er vertraute sich Georg an und erhielt sein Versprechen des Schweigens; ich weiß kaum, ob ich gerechtfertigt bin, jetzt mit Ihnen von ihm zu sprechen.“

„Unsinniges Befürchten! Wir würden dies nie thun.“

„Sie würden es nicht. Aber Sie können nicht für Mrs. Pomeroy stehen.“

Leolin runzelte die Stirne, als ob der Name und die damit

verbundenen Erinnerungen ihn erzürnten. „Wo verschafften Sie sich den Wagen mit des Lord Wappen?“ fragte er plötzlich mit wenig Ceremonie.

„Es ist das Wappen meines Sohnes, und seines allein. Ich mußte mich in Paris aufhalten, weil Rupert einen erneuerten Fieberanfall hatte. Ich kaufte dann den Wagen vor der Abreise und ließ das Wappen darauf setzen. — Leolin, soll Frieden zwischen uns sein?“

„Ich weiß nicht, was sein wird“, erwiederte Leolin rauh, als er sich wandte, um das Zimmer zu verlassen.

Wie schwer ihn dieser Schlag traf, das wußte nur er allein. Leolin Pomeroy's Charakter war immer mit einem guten Theil Egoismus versetzt. Er war ehrgeizig, sehnte sich nach einer hervorragenden Stellung, nach Macht und Pracht; er liebte das Geld — nicht um des Geldes selbst willen, sondern all der guten Dinge wegen, die man dem Reichthum zu verdanken hat. Und all die ersehnte Herrlichkeit hatte er als Lord von Pomeroy erreicht. Dieselbe nun mit einem Schlage sich entrissen zu sehen, war mehr, als eine gewöhnliche Menschennatur ertragen konnte. Ist es erstaunlich, daß ein mächtiges Gefühl der Abneigung gegen diese neue Lady von Pomeroy und gegen ihr Kind — welche Beide plötzlich, wie dem Boden entsprungen, vor ihm standen — ihn ganz und gar erfaßt und überwältigt hatte?

In dieser aufgeregten Stimmung begegnete er zufällig dem Pater Andrew. Der gute Priester spazierte heiter und gleichmüthig, wie immer, im sommerlichen Sonnenschein umher; er schritt über die Grasgründe, welche der Zufahrt zur Abtei entlang lagen, und dachte an nichts in der Welt, als an das, was wohl Marget ihm heute zum Nachtmahl bereitet haben mochte,

hoffend es würde seine Lieblingsschüssel: Bohnen mit geräuchertem Schweinefleisch sein. Er hatte schon vor mehreren Tagen danach verlangt und noch immer war sie ihm nicht aufgetischt worden. Marget, die alterthümliche Person, welche seinen Haushalt führte und schon seinem Vorgänger geführt hatte, liebte es nach ihrem eigenen Willen zu handeln. In diesem Vorgenusse kommender Freuden, wurde er plötzlich durch den auf ihn einstürmenden Leolin Pomeroy gestört, der ihn heftig am Arme faßte. Leolin's Gesicht trug einen drohend finsteren Ausdruck.

„Jene Tochter Gaunt's — Sybilla — Pater, merken Sie auf das, was ich sage?"

„Sicherlich genug, ich höre Sie", sprach der Pater.

„Sie ist mit der Erzählung zurückgekehrt, daß Sie sie meinem Bruder Georg angetraut haben."

„Das ist eine wahre Geschichte", erwiederte der Priester. „Ich habe die Beiden getraut."

„Gehörte das zu Ihren Pflichten, Pater Andrew, Sybilla Gaunt einem Pomeroy zu verbinden?" fragte Leolin in strengem Tone.

Nichts konnte den gutmüthigen Priester aus der Fassung bringen. Die Strenge glitt an seiner guten Laune ab. Er machte seine Tabaksdose auf und schaufelte mit den Fingern eine Prise heraus, die beinahe einen Eßlöffel angefüllt haben würde.

„Sie wissen, was der Pomeroy-Wille ist. Georg Pomeroy, gutherzig und sanftmüthig wie er war, besaß doch sein Erbtheil an Eigensinn, gerade so wie Sie alle. Georg sagte mir nicht: „Wollen Sie uns verheirathen?" Er sagte: „Thun Sie es."

Die Licenz und alles Uebrige war in Ordnung; mir blieb keine Wahl, als zu gehorchen."

„Ohne die Zustimmung der Verwandten von beiden Seiten!" lautete Leolin's tadelnde Entgegnung. „Ohne Zeugen!"

„Wäre kein einziger Zeuge gewesen, würde ich mich wohl geweigert haben, seinem Wunsche nachzukommen. Dadurch wäre zwar der Sache nicht abgeholfen worden; Georg würde Sybilla nur nach der nächsten Stadt geführt und sich dort haben trauen lassen. Aber es war ein Zeuge da — sein Bruder Rupert. Rupert war gegenwärtig und gab, nach seinem Benehmen zu urtheilen, seine herzliche Zustimmung zu der Heirath. — Und so ist Sybilla also zurückgekommen?"

In Leolin's Augen lag die Verachtung, der er keine Worte lieh. „Wissen Sie, daß ein Kind da ist, ein Sohn? Sie hat den Knaben, den sie den Lord von Pomeroy nennt, mitgebracht."

„Ich wußte, daß ein Knabe da war: er wurde elf oder zwölf Monate nach der Hochzeit geboren. Seit des armen Georg's Tode und Ihrem Erbantritt haben wir, Gaunt und ich, zuweilen über die Verwicklungen, die da entstehen könnten, gesprochen."

„Verwicklungen!" erwiederte Leolin zornig. „War es recht, ich frage Sie, Pater, eine so wichtige Sache vor mir zu verheimlichen? mich in dem Glauben zu lassen, daß Georg kinderlos gestorben ist?"

„Nun sehen Sie", sagte der Priester freundlich, „wir wußten natürlich von dem Knaben; aber er war immer so schwächlich, und in letzterer Zeit sogar so krank, daß sein Leben an einem Haare hing, so daß wir nicht dachten, er würde leben und Ihnen in den Weg treten. Bei Georg's unvorhergesehenem Tode schrieb

Sybilla in ihrer Betrübniß einige Zeilen an ihren Vater; es waren nur wenige Worte, mit welchen sie sagte, daß ihr Kind so krank wäre, als es sein konnte, daß kaum noch Hoffnung auf seine Erhaltung bliebe; ferner, daß später ihrem Sachwalter Hildyard die nöthigen Instructionen zugeschickt werden würden. Natürlich dachten wir, daß Hildyard nach empfangenen Instructionen Sie gleich mit der Thatsache bekannt machen würde, daß ein kleiner Junge existire, welcher als Lord von Pomeroy die Erbschaft anzutreten berechtigt sei. Da wir aber sahen, daß Sie keine derartige Nachricht erhielten, sondern im Gegentheil ungestört die Erbschaft antraten, so glaubten wir, Hildyard müsse von dem Tode des Kindes in Kenntniß gesetzt worden sein und den erhaltenen Instructionen gemäß von der ganzen Sache schweigen. — Da haben Sie die ganze Verwicklung in ihrer ganzen Geringfügigkeit mit all' ihren unangenehmen Folgen."

„Ob der Knabe lebte oder nicht, ich hätte von seiner Existenz überhaupt benachrichtigt werden sollen. Sie und Gaunt haben Beide sehr schlecht an mir gehandelt."

„Nein, nicht so, mein Sohn, nicht mit Absicht. In der Unsicherheit, ob das Kind lebte oder todt war, wollten wir lieber gar nicht davon sprechen, bis Sybilla bei ihrer Rückkehr, die seit langer Zeit in Aussicht stand, Ihnen selbst, so viel sie für gut fand, mittheilte."

„Was Gaunt's Benehmen in dieser ganzen Sache anbelangt, so finde ich keine Worte, um meinen Abscheu auszudrücken. Er hat seine Karten gut gemischt! Nun erklärt es sich, warum er sich sträubte, die Verwaltung von Pomeroy aufzugeben."

„Wenn Sie glauben, daß er von der Heirath wußte, so irren Sie sich", sagte der Priester. „Gaunt wußte nicht mehr von

dem Eheschluß, als Sie selbst. Ihr Vater wußte früher davon als Gaunt."

„Mein Vater!" rief Leolin, den Sprecher anstarrend.

„Ja wohl. Ich sagte Ihrem Vater davon an seinem Todtenbette. Ich denke, es war an dem Tage, an welchem er starb. Wir sprachen vertraulich miteinander — er und ich — hauptsächlich über euch Kinder, und ich fand es für angemessen, ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß ich einige Monate früher Georg mit Sybilla verheirathet hatte. Die Sache kam übrigens wie von selbst zur Sprache."

„Brauste mein Vater — so sterbenskrank er war — zornig auf bei dieser Nachricht?"

„Ihr Vater sandte im Gegentheil dem Paare seinen Segen. Da er vier Söhne zu verheirathen hatte, meinte er, so mochte einer von ihnen eben so gut Sybilla als eine Andere heirathen. Sybilla ist ein tugendhaftes, reines Mädchen."

„Rein! tugendhaft!"

„Dies waren des sterbenden Lords eigene Worte: Sybilla, sagte er, wäre ein reines, tugendhaftes Mädchen; dabei von guter Abkunft; er hätte sie immer gerne gehabt und wäre überzeugt, sie würde Georg ein gutes Weib sein. Georg hätte ihm früher schon einmal gesagt, daß er Sybilla gerne zum Weibe nähme, und der Lord hätte ihm dazu seine Einwilligung gegeben. So war, wie Sie sehen, Georg nicht des Ungehorsams schuldig, wenn er auch zur Zeit seine Heirath nicht bekannt machte. Georg war in der That, nach meiner Ueberzeugung, der einzige von euch, der gar nicht fähig gewesen wäre, gegen den Willen seines Vaters zu handeln."

„Mein Vater sagte Ihnen dies Alles, kurz bevor er starb?"

„Ja. Er wollte noch an demselben Tage zu Sybilla schicken, um ihr persönlich seinen Segen zu geben; aber der schnelle Tod trat dazwischen."

„Und bei dieser Zustimmung und Einwilligung von allen Seiten, die ganz romanhaft klingt, war es doch nothwendig, die Heirath geheim zu halten?" sagte Leolin mit Sarkasmus. „Können Sie mir das erklären? Es scheint mir doch, als hätte man wenigstens mich davon benachrichtigen sollen."

„Das will ich Ihnen erklären, so weit ich es selbst verstehe", entgegnete der Priester. „Ich hörte nämlich von Schwierigkeiten, welche ihm von Seiten seines Obersten entgegen-standen. Georg hatte dessen Tochter etwas zu viel Aufmerksamkeit geschenkt, oder sie ihm; Georg erklärte, es wäre das Letztere gewesen, und ich glaubte ihm; er war, wie Sie wissen, ein hübscher, angenehmer Bursche. Es entstanden da Verwicklungen, deren ich mich nicht mehr so ganz genau entsinne, und Georg eilte sich mit Sybilla zu verbinden, um gegen jegliche Angriffe von Seiten Miß Dillon's gefeit zu sein. Er hielt es aber für besser die Heirath anfangs geheim zu halten (Jedermann steht gerne auf gutem Fuß mit seinem Obersten); er hoffte, die excentrische junge Dame, welche ihrem Vater auch nach Indien folgte, würde sich bald verheira-then und ihn so von dem Zwange befreien; — dies geschah jedoch nicht und er zögerte, aus Rücksicht für sie, mit der öffent-lichen Bekanntmachung seiner Ehe — die meisten seiner Kamera-den wußten übrigens davon. — Welche Nebenumstände da noch mitgewirkt haben mochten, das weiß ich nicht; warum er seiner Familie gegenüber (ohne Grund, denn er hatte ihr gegenüber nichts zu verheimlichen) fortgesetzt schwieg, das wußte nur der Todte allein und das wird uns auch schwerlich jemals klar werden.

Doch genug davon, die Heirath ist richtig und auch, wie Sie sehen, die ganze Sache gar nicht so romantisch, wie man wohl dem ersten Anscheine nach vermuthen sollte."

„Georg war in gewissen Dingen immer ein Feigling", bemerkte Leolin.

„Ein Feigling! In welchen Dingen?" fragte der Priester warm werdend. „Georg war ein so muthiger, herzhafter, braver Junge, als nur jemals einer das Knie vor dem Altar beugte. Nicht aus Feigheit hielt er seine Ehe vor seinen Verwandten geheim, um so weniger, als er sich seiner Wahl nicht zu schämen hatte!"

„Ich meine nur in Bezug auf anderer Leute Gefühl. Ich erinnere mich, daß er einmal einen vier Meilen weiten Umweg nahm, um die Hütte eines hiesigen Menschen zu vermeiden, den er kurz vorher genöthigt war, auszuschelten. Ferner zeugt dafür sein Ausbleiben als Lord; er kam aus Rücksicht für den elenden Flüchtling Rupert niemals heim."

„Ah!" sagte der Priester nachdenklich und sein Auge schien in weite Fernen zu blicken. „Wenn es aber mehr Menschen gäbe wie Georg Pomeroy, wäre die Welt besser, als sie ist. Ich habe niemals einen so selbstlosen Menschen gekannt."

Leolin wandte sich zum Hause zurück. Pater Andrew erquickte sich an einer nochmaligen liebevoll zugemessenen Prise und schritt mit jenem weit in die Ferne schauenden Blicke seines freundlichen Auges von dannen. Sein absorbirendes Nachsinnen mochte sich auf die Familie Pomeroy mit ihren verwickelten Verhältnissen beziehen, oder aber dem unbestimmt in Aussicht stehenden Schmause von Räucherfleisch und Bohnen gelten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

VI. Kapitel.

Gaunt's Warnung.

Leolin Pomeroy schloß sich in die Bibliothek ein, um dort ungestört über die unangenehme Ueberraschung, die ihm dieser Tag gebracht hatte, zu brüten. Er befand sich in einer höchst unangenehmen Lage. Wäre er noch unverheirathet gewesen, hätte er es möglicherweise weniger empfunden, obwohl der plötzliche Sturz von seiner Höhe als Lord von Pomeroy eine Kränkung war, deren Bitterkeit er noch nicht ganz erfaßte. Sein Geist schwamm in einem Chaos verwirrender Gedanken; er konnte sich nicht klar werden, welchen Weg er einzuschlagen hatte, um die Heftigkeit des Schlages abzuschwächen oder demselben noch auszuweichen. Konnte er die Ehe seines Bruders ableugnen — sich stellen, als wüßte er nichts davon, als wäre dies eine Sache, die nie stattgefunden haben konnte? Nein, das wäre wohl nicht leicht möglich; jede darauf gegründete Hoffnung wäre eitel. Aber — konnte er die Heirath nicht als ungültig erklären, sie völlig annulliren lassen mit allen ihren Consequenzen? Sein Auge leuchtete bei diesem Gedanken auf, sein Herz erwärmte daran; er wußte wie groß der Einfluß der Lords von Pomeroy in Rom war. Und er, der regierende Lord, welchem eitlen Wahne gab er sich hin? Jenes Kind war ja der Lord von Pomeroy und er selbst nicht mehr der Herr hier. Leolin Pomeroy senkte mit einem Schmer-

zenslaut seinen Kopf über den Tisch und versank in schmerzliches Grübeln.

Wie lange er so da saß, wußte er nicht. Eine sanfte Hand stahl sich um seinen Hals und weckte ihn aus seinem dumpfen Brüten. Sein Weib schlang auch ihren zweiten Arm um ihn und legte ihre Wange an die seinige.

„Leolin, mein Theuerster, was liegt denn daran?“ flüsterte sie. „Ich bin nur froh, daß es nicht früher geschehen ist, sie hätten mich dir vielleicht verweigert.“

Sein Antlitz röthete sich. „Anna, von was sprichst du? Was hast du gehört?“

„Ich habe Alles gehört — Alles — daß du nicht der Lord von Pomeroy bist und diese schöne Abtei nicht unser eigenes Heim ist.“

„Nein, Feinde erstehen, welche mir meine Stellung entreißen wollen.“

„Aber, Leolin, nun können wir über sie lachen, sie können uns nicht mehr trennen.“

„Wie erfuhrst du die Neuigkeit?“

„Mrs. Pomeroy kam in den Garten und sagte es mir.“

Leolin war nahe daran, einen Fluch über Mrs. Pomeroy auszustoßen. „Mein Weib, mein Weib! Um deinetwillen fluche ich diesem Verhängniß!“

Mit gesenkten Augen und hochgerötheten Wangen küßte sie ihm diese Worte von den Lippen.

„O Leolin, mein Geliebter, mögen sie mir Alles rauben, nur dich nicht!“

Er hob ihr das Haupt empor und ihr Auge begegnete der vollen Gluth seines liebevollen Blickes. „Ich bin jetzt nur der einfache Leolin Pomeroy.“

„Ich heirathete nur den Leolin Pomeroy; ich heirathete dich um deiner selbst willen: Leolin, mein Gatte, mein Geliebter!"

„Und ich denke, sie können uns doch das Erbe nicht entreißen", sprach Leolin. „Es muß ein Irrthum obwalten; ihre Ansprüche können nicht stichhaltig sein. Ich bin dessen beinahe gewiß."

„Nicht stichhaltig? Du meinst, die Heirath jener Lady, die soeben angekommen, sei nicht in der Ordnung?"

„Ich meine so. Und ich werde das Aeußerste thun, dies herauszubringen und zu beweisen."

„Aber, o Leolin, du wirst doch nicht trachten, etwas gegen sie zu unternehmen, das hart und unverwandtschaftlich wäre", bat sie. „Wenn dieser Knabe von Rechtswegen der Lord von Pomeroy ist, so müssen wir nicht trachten, ihn zu entsetzen. Das würde uns kein Glück bringen."

„Es würde immerhin das Unglück, welches uns jetzt droht, von uns abwenden."

„Wenn dieses Kind wirklich das ist, was sie sagen, deines Bruders Georg Sohn, so muß es der Lord von Pomeroy sein", sprach sie dringend weiter. „Und, o Leolin, es ist recht und billig, daß es in den Genuß des Seinigen gelange, recht vor Gottes Angesicht."

„Du verstehst diesen Fall nicht, Anna", sagte Leolin mit leichtem Unmuthe.

„Nein, Lieber, ich verstehe wohl nichts davon; ich bin nicht weise. Ich begreife nur so viel, daß der Reichthum und die Größe, die wir als unser ansahen, es nicht mehr sind. Aber wir können in einer bescheidenen Hütte eben so glücklich leben, als in dieser stolzen Abtei, wenn du nur so denken wolltest!"

„Aber ich kann so nicht denken, Lady von Pomeroy."

„Nein, Leolin, bitte, nenne mich nicht so. Ja, ich glaube, du sagtest es nur im Scherze. Laß' uns gegen den kleinen Jungen und seine Mutter gerecht sein, Leolin; großmüthig sowohl als gerecht. Ich fühle mich dessen ganz sicher", fuhr sie etwas schüchterner fort, „daß so wie wir an Andern handeln, uns vergolten werden wird: das ist eines der unwandelbaren Gesetze der Vorsehung. Papa lehrte mich dies bei jeder Gelegenheit."

Leolin brach das Gespräch ab. Die Ideen seiner Frau über diesen Gegenstand schienen ihm kaum der Widerlegung werth. Leolin Pomeroy war willens zu handeln, ohne sich in Erörterungen einzulassen.

Für den Augenblick aber sah er sich (als eine zeitweilige Sache) gezwungen, sich seinem ungünstigen Schicksal zu unterwerfen. Unter keinem Vorwande konnte er die Heirath seines Bruders als ungültig erklären, und für den Augenblick mußte diese neue Lady von Pomeroy in der Abtei verbleiben. Wollte er es versuchen sie hinauszudrängen, würde sie die Gerichte zu Hülfe nehmen und er, Leolin, würde sicherlich dabei sehr übel fahren.

„Und was in aller Welt, Alice, ist denn an dem sonderbaren Gerede, das mir zu Ohren gekommen ist? was ist Wahres daran?" rief ein kleiner, kugelrunder Ball von einer Frau, der sich noch an demselben Abende ohne Ceremonie in Mrs. Pomeroy's Wohnzimmer rollte.

Alice erhob sich und bot ihrer Mutter einen Stuhl an. Mrs. Wylde sank hinein — denn es war Mrs. Wylde, obwohl man sie im ersten Augenblick kaum erkennen mochte;

Mrs. Wylde war immer stärker und stärker geworden in den vergangenen Jahren und hatte dabei im Verhältnisse immer kürzer und kürzer ausgesehen, bis sie sich zu einem wohlgeformten Kloße abgerundet hatte. Und ihr Gesicht ist jetzt immer hochgeröthet; sie scheint in ewiger Aufregung zu sein; ihre Kleidung ist nicht weniger auffallend, als vor Zeiten. Sie sinkt in den dargebotenen Stuhl, löst die weißen Atlasbänder ihres Hutes und beginnt sich mit einem gemalten Fächer, in dessen Griff echte Perlen gesetzt sind, kräftig Luft zuzufächeln. Am andern Ende des Salons, an einem kleinen Elfenbeinbrette „Fuchs und Gans" spielend, saß Miß Mary Pomeroy mit ihrer Erzieherin, Miß Lorne.

„Ich saß eben bei Tische", fuhr Mrs. Wylde fort, ohne ihrer Tochter Zeit zum Sprechen zu lassen, „und Cannet wartete auf wie gewöhnlich, als er aus dem Zimmer gerufen wurde. Whittacker, der Förster, wollte mit ihm über jenen Zaun, der zu meinem Garten gehört und beschädigt war, sprechen. „Haben Sie schon die Neuigkeit gehört, Ma'am?" sagte er, als er zurückkam; „es geht ein Gerücht, daß ein neuer Lord in Abbeyland erschienen ist, um Mr. Leolin abzusetzen." Natürlich fragte ich den Mann, was er meinte und wer der neue Lord wäre, in der Meinung, Cannet müßte ein wenig getrunken haben. Er blieb fest bei seiner Behauptung und eilte fort, um selbst nachzusehen. Und nun sage mir, Alice, was ist daran — etwas oder nichts?"

Alice erklärte: der neue Lord wäre ein kleiner Junge von nahezu acht Jahren, Georg's Sohn. Und seine Mutter wäre Sybilla Gaunt, über welche in vergangenen Tagen so viel geschmäht worden.

Mrs. Wylde hob ihren Kopf mit einem Rucke, der die weißen

Hutfedern in heftige Schwingungen versetzte. Sie konnte entrüstet sein, wenn sie es der Mühe werth fand, und sie war es nun. — „Sybilla Gaunt!“

Mrs. Pomeroy erklärte daher weiter: „Jener Verdacht war ganz falsch. — Sybilla war, darüber kann kein Zweifel mehr herrschen, die Lady von Pomeroy. Sie war von allem Anfange her, lange ehe sie in's Gerede kam, Georg Pomeroy's angetrautes Weib gewesen, und einige von der Familie Pomeroy hatten darum gewußt; der alte Lord sogar hatte seine Zustimmung zu dieser Ehe gegeben.“

Mrs. Wylde konnte keine Worte finden, ihre Empfindungen auszudrücken. Sie fächelte heftig darauf zu und ihre Federn schwangen hin und her. Inmitten der gewitterschwülen Stille sprang Miß Mary plötzlich von dem Spiele, das sie verloren hatte, auf, indem sie das zierliche Brett dabei umwarf. Sie näherte sich der Großmutter.

„Warum bist du noch so spät herüber-gekommen, Großmama?“

„Ich komme deine Mama zu besuchen, und ich denke, es ist höchste Zeit für kleine Mädchen im Bette zu sein.“

„Ich mag noch nicht zu Bette gehen“, sagte Mary. „Miß Lorne versprach mir zwei Partieen von „Fuchs und Gans“ heute Abend, und wir haben erst eine gespielt. Großmama, weißt du, daß Onkel Leolin nicht mehr der Lord von Pomeroy ist?“

„Nur von einem so unsinnigen Ding zu hören bringt mich außer mich“, sagte Mrs. Wylde.

„An Onkel Leolin ist es außer sich zu sein“, erwiederte das Kind in seiner altklugen Weise (es machte zuweilen Bemerkungen, die Verwunderung erregten). „Aber weißt du, Groß-

mama, da mein Vetter Rupert nun einmal der Lord ist — so muß er eben der Lord bleiben — trotz Onkel Leolin. Und Rupert's Mutter wird die neue Lady von Pomeroy sein, und Mama sagt, sie ist ihr lieber als Lady Anna. Mir gefällt sie auch gut, ich ließ mich von ihr küssen, und ich mag auch Rupert gut leiden."

Mrs. Wylde fühlte sich versucht, ihre eigene Ansicht von dem jungen Lord und der neuen Lady auszusprechen, nur der jungen Dame Gegenwart hielt sie davon ab. Sie schob ihren Hut zurecht und schwang den Fächer mit erneuter Heftigkeit.

Die verschiedenen Haushaltungen richteten sich in der Abtei ein. Mrs. Pomeroy behielt ihre Zimmer; Leolin und seine Frau blieben in den ihrigen; die Lady von Pomeroy ließ sich mit ihrem Sohne in dem Südflügel nieder, so lange bis (wie sie zu verstehen gegeben hatte) etwa die Nachricht von dem Ableben des eigentlichen Herrn von Pomeroy eintreffen würde, wo sie sich dann genöthigt sähe eine Aenderung zu treffen. Nie noch hatte Jemand eine blödsinnigere Ansicht der Dinge gehabt — dachte Leolin — als Sybilla durch ihre abgeschmackten ritterlichen Rücksichten gegen Rupert bekundete.

In einem der Zimmer des Südflügels — welcher Theil der Abtei neu hergestellt worden war — saß die Lady von Pomeroy in tiefe Trauer gekleidet, das Haupt mit der Wittwenhaube von weißem Flor bedeckt; neben ihr ihre Schwägerin Joan Pomeroy. Die Nachricht von der eigenthümlichen Verwicklung, in welche kürzlich die Familienverhältnisse gerathen waren, theilte Leolin seiner Schwester Joan, welche sich eben mit Mr. und Mrs. Capel auf dem Continente befand, brieflich mit. Sobald sie es nur möglich machen konnte, kehrte Joan nach

England zurück und begab sich geraden Weges in die Abtei. Sie sah älter aus, als sie war: der schreckliche Tod Guy's, der Makel auf dem Namen Pomeroy, welchen die traurige Katastrophe und die Umstände, die dazu geführt, darauf zurückließen, hatten sie sehr angegriffen. Ein schwerer Kummer lastete auf ihrem Gemüthe, von dem sie nie mehr befreit werden konnte.

Zweimal hatte Joan während der verflossenen Jahre in der Abtei geweilt; nicht bei Mrs. Pomeroy, sondern, so zu sagen, als Gast des abwesenden Lord, indem sie in seinen Gemächern gewohnt hatte, von seinen Dienern bedient worden war. Ihr Hauptzweck bei diesen Besuchen war, Guy's Kind zu sehen, dem sie sehr zugethan war. — Diesmal war sie Sybilla's Gast. Im Gegensatze zu Leolin, begrüßte sie die Nachricht von ihres Bruders Verheirathung mit warmer Freude. Sie bewillkommnete Sybilla als ihre Schwester und liebte den kleinen Lord, Rupert, auf den ersten Blick zärtlich. — Seit langer Zeit hatte sich Joan überzeugt gefühlt, daß, welcher Art immer das Geheimniß sein mochte, das Sybilla's Verschwinden umgab, kein Tadel sie treffen konnte.

„Und dennoch halte ich meine Ansicht aufrecht, daß Sie unklug gehandelt haben, Sybilla", sagte Joan an jenem Tage, als sie über die Vergangenheit sprachen. „Ich verstehe wohl jetzt halb und halb Georg's Gründe, die ihm das Geheimniß auferlegten; er mag Recht gehabt haben; aber seiner eigenen Familie und Ihrem Vater, Sybilla, hätte er die Wahrheit mittheilen sollen. Und da er es nicht that, hätten Sie es um Ihrer selbst willen thun sollen."

„Ein zufällig hingeworfenes Wort verbreitet sich oft mit Windeseile; Georg wollte diese Möglichkeit verhüten", antwor=

tete Sybilla. „Immer und immer wieder fühlte ich, während jener Zeit, da ich hier warten mußte bis ich meinem Gatten folgen konnte, mich versucht zu sprechen. Nebst dem Kummer, den es mir verursachte, meinen theuren Vater zu hintergehen, brachte mir das Bewußtsein, daß Sie übel von mir denken mußten, die größte Kränkung."

„Sie hätten Ihrem Vater gegenüber eine Ausnahme machen und ihm von der Heirath sagen sollen, ehe sie geschlossen wurde."

Sybilla schüttelte das Haupt. „In seiner treuen Ergebenheit gegen Ihre Familie hätte er sich vielleicht verpflichtet gefühlt, unserem Vorhaben zu wehren; in seiner Zärtlichkeit für mich hätte er sicherlich gefordert, ich solle öffentlich getraut werden oder gar nicht. Georg besprach die Sache oftmals mit mir; ich war besorgt und ängstlich; aber er entschied sich für Schweigen, da er es für unvorsichtig hielt zu sprechen. — Die Anordnungen kamen von Georg, ich gab nur seinem Willen nach; aber ich bat ihn, wenigstens Ihnen ein Wort davon zu sagen. Alles umsonst; er wollte es nicht."

„Sie liebten wohl Georg sehr leidenschaftlich?"

Eine tiefe Röthe überzog Sybilla's schönes Gesicht. „Niemand außer ihm selbst wußte oder wird jemals wissen, wie heiß ich ihn geliebt habe, Joan! Was Georg betrifft, ich glaube, er hatte mich geliebt, seit ich ein halberwachsenes Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren war, und seine häufigen Besuche zu Hause, seit er in der Armee war, galten mir. Die Heirath blieb nicht ganz verborgen, Joan. Sobald mein Vater darum wußte, drang er darauf, daß die hochwürdige Frau Aebtissin und Schwester Mildred in's Vertrauen gezogen würden.

Pater Andrew begab sich hinüber in's Kloster und enthüllte ihnen das Geheimniß."

Joan Pomeroy strich, in Gedanken versunken, über ihr schwarzes Seidenkleid; ihr Geist weilte in der Vergangenheit. „Sie schienen im Kloster immer schweigend für Sie Partei zu ergreifen, Sybilla. Ich bemerkte dies."

„Sie hatten mich als ein bescheidenes, zurückhaltendes Mädchen gekannt, welches sich bemühte, tugendhaft zu sein und vor Gott in aller Demuth seine Pflicht zu thun, und sie konnten nicht glauben, selbst ehe sie noch aufgeklärt waren, daß ich plötzlich ihrer Achtung unwürdig geworden sein sollte", sprach Sybilla mit Nachdruck, aber doch halb lachend und über und über erröthend. „Ja, ich sage, es war hart zu ertragen, der Welt Verdammung; aber ich würde meinem theuren Gatten zu Liebe Alles mit Freuden noch einmal durchmachen."

„Ich sprach mit Mr. Hildyard, als ich durch London reiste", nahm Joan das Gespräch wieder auf, als Sybilla sie unterbrach.

„Der Brief aus Indien, der verloren ging, hat er davon gehört?" fragte sie lebhaft.

„Er sagt, er hat nichts davon gehört oder gesehen."

„Wie kann das nur sein?"

„Mr. Hildyard ist ein vertrauenswürdiger Mann durch und durch, Sybilla."

„O ja; ich weiß das. Es ist nur äußerst sonderbar, daß jener Brief verloren ging, da doch derjenige an meinen Vater, der zu gleicher Zeit aufgegeben wurde, unversehrt ankam."

„Sind Sie dessen gewiß, daß der andere aufgegeben wurde?"

„Ganz gewiß. Moore, Georg's vertrauter Diener, der meinige

nun, übergab die beiden Briefe selbst der Post. Und Major Barkley war zufällig gegenwärtig."

„Major Barkley? War das nicht Georg's bester Freund?"

„Der beste Freund, den er auf Erden hatte. Major Barkley war es, der den Brief an Mr. Hildyard schrieb, welcher die vollen, vertraulichen Auseinandersetzungen enthielt. Ein kurzes Briefchen, das Georg in seiner Todesstunde geschrieben, war auch beigeschlossen."

„Briefe gehen manchmal auf unerklärliche Weise verloren", bemerkte Joan. „In diesem Falle war es ein recht unglücklicher Zufall — Leolin wegen sehr zu bedauern."

„Sehr, sehr unglücklich!" murmelte Sybilla. „Seine Gefühle gegen mich sind keine gütigen. — Er wollte meinen Vater nicht wiedersehen, seit meiner Rückkehr."

„Er wird es überwinden", sagte Joan gelassen. „Enttäuschungsschmerzen dieser Art lindert nur die Zeit. — Aber Sybilla, da wir von Ihrem Vater sprechen, was ist es — das ich über seine Krankheit höre?"

Kurz nach der Ankunft Sybilla's, als Lady von Pomeroy, wurde John Gaunt bedenklich krank. Er hatte sich schon seit langer Zeit unwohl gefühlt, doch seinem Zustande keine Aufmerksamkeit geschenkt. Als es aber so arg wurde, schickte er nach Mr. Norris. Der Doktor stand betroffen, von den sich äußernden Symptomen, da; sie waren höchst drohender Art. — Seit jenem Tage lag Gaunt zu Bette und starb langsam dahin. Dr. Bill kam jeden zweiten Tag von Owlstone und Sybilla brachte den größten Theil ihrer Zeit im Försterhause zu.

„Fürchtet er selbst, daß es übel enden dürfte?" fragte Joan leise.

„Er weiß es, Joan; aber er fürchtet es gewiß nicht. Er sprach gestern zu mir: „Es scheint, meine Liebe, daß mich Gott nur gerade aufgespart hat, um dich mit deinem kleinen Sohne zurückkehren zu sehen!“ — Und als ich in Thränen ausbrach, bat er, ich möchte mich dessen erinnern, daß unser aller Heimath nicht hier auf Erden ist, sondern in jenen seligen Gefilden, welchen wir hier alle zueilen.“

„Ich möchte ihn gerne sehen“, sagte Joan sanft. „Lassen Sie mich heute Nachmittag mit Ihnen zu ihm gehen.“

Aber ehe der Nachmittag einbrach, wurde die Abtei durch eine Nachricht aus der Försterei in Unruhe versetzt. Gaunt war dem Sterben nahe. Der Doktor selbst war es, der die Nachricht brachte. Zuerst machte er die Lady von Pomeroy mit dem Zustande ihres Vaters bekannt, dann begab er sich zu Leolin. — Der Letztere, welcher, in trüben Gedanken versunken, an einem der Frontfenster lehnte, hatte das Kommen des Doktors gesehen.

„In welch' gestrecktem Laufe Sie daher kamen, Norris!“ war sein Gruß. „Liefen Sie um die Wette?“

„John Gaunt liegt im Sterben; ich fürchte, er wird den Tag nicht überleben“, lautete des Chirurgen ernste Antwort. „Er wünscht Sie noch zu sehen.“

„Ich will nicht zu ihm gehen“, erwiederte Leolin darauf.

Im Laufe des Nachmittags erhielt Leolin noch einen Ruf und zwar diesmal durch Pater Andrew. Dies eine Mal in seinem Leben war des Priesters gutlauniges Gesicht so streng wie das eines Richters.

„Mein Sohn, lassen Sie den Sterbenden nicht vergebens nach Ihnen verlangen. — Er wünscht sehnlichst Sie zu sprechen.

Die Wünsche eines Sterbenden sollten uns heilig sein. — Was hat Ihnen Gaunt gethan?“

„Was er gethan hat?!“ warf Leolin zurück. „Er war in Verbindung mit denjenigen, welche mein rechtmäßiges Erbe von mir reißen wollen.“

„Das ist Ihre irrige Ansicht von der Sache. Ihres Bruders Georg Heirath und die Geburt dieses Sohnes entreißt Ihnen — wie Sie sich ausdrücken — die Erbschaft. Gaunt wußte nichts von der Heirath.“

„Sicherlich, Pater Andrew, könnten Sie es lassen, mir in's Gesicht Gaunt's Partei zu ergreifen.“

„Ich ergreife die Partei des gesunden Menschenverstandes. Gaunt's Benehmen in der Angelegenheit war bewunderungswürdig, ja, Leolin, ich wiederhole es, bewunderungswürdig. Denken Sie nur, wie mancher andere Mann, durch diese Jahre hindurch in dem Bewußtsein lebend, daß seine Tochter Lady von Pomeroy war, sich darauf hin Freiheiten herausgenommen hätte! Hat er sich jemals etwas darauf zu Gute gethan? War er nicht stets bescheiden, zurückhaltend und schweigsam? Er that sich nie in einer oder der anderen Weise hervor! — Nein, nein, Leolin, Gaunt hat Sie nie beschädigt, noch hat er gesucht, Sie in Ihren Rechten zu beeinträchtigen.“

„Ich will ihn nicht sehen“, sagte Leolin. „Das ist die zweite abschlägige Antwort, die ich ihm heute sende; er möge sich an dem Anblick seines Enkels genügen lassen.“

„Ein braver Junge, der kleine Lord, wenn sie ihn nur ein wenig zu Kraft bringen könnten“, bemerkte der Priester, indem er die Tabaksdose aufschlug und sich zurückzog, Leolin seiner

Starrhalsigkeit überlassend; denn einem eigensinnigen Menschen muß man seinen Willen lassen.

Aber um die Zeit des Zwielichtes, wenn, oft uns selbst unbewußt, sanftere Gefühle sich in unsere Brust stehlen — bereute Leolin seine Härte und machte sich auf den Weg zum Försterhaus. Er hatte bereits die Biegung des Weges erreicht, die zu demselben führte, als er den Priester aus der Thür treten sah.

„Geht es ihm schlechter, Pater?"

„Nur in so ferne, als er schwächer ist. Ich bin froh, Sie hier zu sehen, mein Sohn. Er wird nicht die Nacht überdauern; ich bin auf dem Wege, ihm die letzte Wegzehrung zu holen."

John Gaunt, der bald nicht mehr sein sollte, lag auf seinem Bette; die Schweißtropfen des nahenden Todes perlten bereits auf seiner edlen Stirne; sein schönes Gesicht sah abgemagert und farblos aus. Aber ein Ausdruck der Dankbarkeit, des freudigen Willkomms belebte es bei Leolin's Eintritt. Der junge Lord lehnte seinem Großvater zur Seite an dem Bette und blickte halb furchtsam, halb neugierig drein; Sybilla saß in einer kleinen Entfernung; Joan befand sich im Nebenzimmer.

„Ich konnte nicht sterben, ohne Sie gesehen zu haben", begann Gaunt, seine beiden Hände ausstreckend, um diejenige Leolin's zu ergreifen. „Ihre Entfremdung hat mir sehr wehe gethan, da ich sie nicht verdient hatte. Niemanden schmerzte es mehr als mich, daß dieses Kind sie verdrängen sollte, aber es liegt nicht in meiner oder in irgend Jemandes Macht, die Gestaltung der Dinge zu ändern."

Leolin murmelte einige unverständliche Worte und zog, seine Hand zurück.

„Sie sind der letzte der vier Brüder", sprach Gaunt wieder, nachdem er Athem geschöpft hatte. „Sie werden meine Tochter und ihr Kind, Georg's Kind, beschützen."

„Ich will das Kind nicht als den Lord von Pomeroy anerkennen", erwiederte Leolin langsam und mit Nachdruck.

„Es ist der Lord von Pomeroy, ob Sie es anerkennen oder nicht", sagte Gaunt, nach Luft ringend. „Ich sprach nicht von meiner Tochter und des Kindes Rechten; es liegt außer Ihrer Gewalt sie in deren Genuß zu stören; ich dachte an persönliche Freundlichkeit von Ihrer Seite. Georg, Lord von Pomeroy, ist todt; morgen werde ich todt sein. Niemand wird in ihrer Nähe sein, ihnen Schutz zu gewähren oder ein Wort des Trostes zuzuflüstern, als Sie."

„Dieser Knabe sollte mir mein Erbe abringen, meiner Kinder Rechte usurpiren!" sagte Leolin düster, der in Wahrheit glaubte, keinem Menschen auf Erden sei jemals so Unrecht geschehen, als ihm selbst. „Ich sage Ihnen offen — denn ich verachte es, heimlich zu handeln — daß ich die Heirath meines Bruders Georg nicht für der Ordnung gemäß geschlossen und gültig halte, und daß ich alle Anstrengungen machen werde, diese Ehe für null und nichtig erklären zu lassen."

Gaunt kämpfte gegen die überwältigende Schwäche und gegen das Gefühl der Abneigung und beinahe des Abscheu's, das er vor einer solchen Denkungsweise empfand, die nun öffentlich von einem Manne an den Tag gelegt wurde, der sich einen Christen nannte, und jener Familie angehörte, die er hochgeschätzt hatte und der zu dienen er stets bestrebt gewesen war. Er hob das Haupt von dem Kissen und stützte sich auf den linken Ellenbogen. Feierlich hob er die andere Hand mit einer war-

nenden Bewegung und sprach in einem Tone, der seiner Zuhörer Seele durchdrang:

„Hüten Sie sich, Leolin Pomeroy. Um Ihrer selbst willen, bitte ich Sie, sich zu hüten. Sie können nicht vor Gott sündigen, ohne daß Ihre Sünde an Ihnen heimgesucht würde."

„Er möge sich hüten", entgegnete Leolin, der stolz mit fest verschränkten Armen da stand und dabei Rupert ansah, „dieser kleine Usurpator!"

„Ein trauriges Gericht vollzog sich schon an Ihrer Familie", hauchte Gaunt; „handeln Sie nicht darnach, ein zweites über sich heranzuziehen. — So wie Sie an diesem Kinde handeln werden, so möge es Ihnen an Ihren eigenen Kindern vergolten werden! Und hüten Sie sich die Warnung eines Sterbenden zu verachten."

Er fiel schwer athmend in's Kissen zurück. Die Lady von Pomeroy näherte sich, um ihm einige stärkende Tropfen einzuflößen. Und Leolin, in seinem Innern furchtbar erschüttert, trat hinaus in die kühle Nachtluft.

VII. Kapitel.

Eine unangenehme Neuigkeit.

Das kalte Wetter kam frühe heran. Man konnte die Jahreszeit kaum Herbst nennen, denn noch war der September nicht ganz verstrichen; trotzdem brannte im Frühstückzimmer des Lord Essington'schen Hauses in Berkeley Square ein helles Feuer. Es war dies ein kleines Zimmer nach hinten-hinaus gelegen, das selbst an hellen Sonnentagen ein düsteres Ansehen hatte. Der Earl würde es vorgezogen haben, sein Frühstück in einem lichteren, angenehmeren Raume einzunehmen; aber seine Frau ordnete es so an — und in den meisten Dingen zeigte sie sich zugleich als Herrin und Herrn des Hauses.

Auf einem Fußschemel, knapp an der Schutzwehr vor dem Feuer saß, sich die eine Seite seines zarten Gesichtchens röstend, ein in ein einfaches Kattunröckchen und eine weiße Schürze gekleidetes Kind von etwa vier Jahren. Es streckte die kleinen in Söckchen und Schühelein steckenden Füßchen vor sich auf den Teppich aus; das glänzende Lockenhaar wurde von einem blauen Bande aus dem Gesichtchen gehalten, und des Kindes große, leuchtende, hellbraune Augen (Augen von außergewöhnlicher Sanftmuth) ruhten auf der Puppe in ihrem Schooße — einer großen Puppe mit goldenen flatternden Locken und blauen Augen, Leolin Pomeroy's Geschenk. — Du hast sie nicht vergessen, Leser

— die kleine Annaline Hetley? — Bei ihr zu Hause standen die Dinge durchaus nicht am besten — was Capitän Hetley's Finanzen betrifft, nämlich — und der gutmüthige Earl hatte das Kind im Hause behalten: eher zur Unbequemlichkeit, als zum Vergnügen seiner Frau und Töchter. So ruhig und still das Kind, das sich nie in Jemandes Weg drängte, auch sein mochte, sie betrachteten doch dessen Gegenwart als eine große Last.

„Nun ist Dolly wieder Dolly, und ich bin Mama", flüsterte das Kind ihrer Puppe zärtlich zu. „Und Dolly wird nun gleich ihr Frühstück bekommen und dann, wenn Dolly gut ist, wird sie....."

Bei dieser Wendung erreichten Schritte auf der Treppe der Kleinen Ohr — und die Puppe kam um das Weitere des Versprechens. Eiligst lief Annaline durch's Zimmer, um ihre Puppe auf einen Stuhl hinter dem Fenstervorhange zu deponiren, dann trippelte sie zurück, erfaßte die Fußbank und verschwand mit derselben unter dem Tische. In diesem Augenblicke öffnete Lady Geraldine die Thür und bewegte sich dem Feuer zu. Als sie an dem Tische vorüberschritt, guckte gerade des Kindes Lockenkopf unter dem Tischtuche hervor und sie schrak davor zurück.

„Du lästige, kleine — Kröte!" rief Geraldine aufgebracht. „Wie kannst du dich unterstehen, dich zu verstecken und die Leute zu erschrecken?"

„O ich bitte, ich setzte nur die Fußbank für Lady Essington zurecht", entschuldigte sich das Kind, in ihrer noch sehr mangelhaften Sprache, die wir, erzählend, lieber berichtigen wollen. „Sie hat die Bank gerne, wie Sie wissen."

„Schon gut, thu's nicht wieder!" entgegnete Geraldine kurz.

Der Nächste, der das Frühstückzimmer betrat, war der Earl

selbst. Er hob das Kind auf sein Knie und herzte es. Nach seinem Willen hätte er das liebliche kleine Ding immer bei sich behalten; aber die Familie traf alle Vorbereitungen, schon am folgenden Tage London zu verlassen, und die Kleine sollte ihren Eltern zurückgeschickt werden. — Eine Krankheit des Sohnes, des Lord Candine, hatte sie Alle seit Anna's Verheirathung in London zurückgehalten.

„Ist meine Kleine bereit, zur Mama zurückzukehren?" fragte der Earl, indem er des Kindes frische kleine Wange fest an seine alte verrunzelte drückte.

„O ja, ich bitte, laß' mich zu Mama!" rief Annaline, ihr Aermchen schmeichelnd um seinen Nacken legend, um dadurch ihrer Bitte mehr Kraft zu verleihen. „Und du mußt auch mitkommen."

„Ich wollte, ich könnte es!" rief der Earl und erhob sich, um sie auf ihren Stuhl, der dicht neben dem seinen stand, zu setzen.

„Dein letztes Frühstück hier, Annaline", bemerkte die Gräfin mit einem grimmigen Lächeln, als Alle bei Tische saßen und das Mahl begann. „Ich hoffe, du bist dankbar für den langen und angenehmen Besuch, den wir dir erlaubt haben bei uns zu machen."

„Ja", sagte das Kind, das kaum oder vielleicht gar nicht verstand, was man von ihm wollte. „Franky wird mit meiner Puppe spielen. Und ich bitte. . . . ."

„Nun, nun; iß deine Milch und dein Brod und plaudere nicht. Kleine Mädchen. . . . ."

„Hallo!" rief hier der Lord aus, welcher den Brief, der bei seinem Teller lag, erbrochen und kaum eine oder zwei Zeilen gelesen hatte.

„Pomeroy und Anna kommen heute."

„Was?" rief Lady Essington. „Unmöglich!"

Aber es war so. Leolin schrieb, Geschäfte führten ihn auf ein oder zwei Tage nach London; er müßte mit Mr. Hildyard sprechen — und da Anna sehr wünschte, die Ihrigen zu sehen, so würde er sie mitbringen. Sie wollten ihre Reise unterbrechen, eine Nacht in Henry Capel's Hause (welches eine Eisenbahnstunde von London entfernt lag) zubringen und Mittwoch Morgens zeitig in Berkeley Square sein.

„Mittwoch! Was? das ist ja eben der heutige Tag." Die Reisenden mochten also schon ganz nahe sein.

„Nun muß ich gestehen, daß dies ungeschickt ist!" rief die Gräfin. „Beinahe Alles ist schon gepackt! Wann werden wir wohl einmal von hier fortkommen, möchte ich wissen!"

„Ungeschickt!" rief der Earl. „Ich sage, es ist die angenehmste Ueberraschung, die uns werden konnte. Was liegt daran, wann wir fortkommen? — Wenn ich nach meinem Willen thäte, so bliebe ich ganz hier und rührte mich nicht vom Platze."

„Glaubst du nicht, Papa, wir könnten uns lieber gleich jetzt schon für den nächsten Winter hier einrichten?" warf Geraldine in so sarkastischem Tone, als sie ihrem Vater gegenüber anzuschlagen wagte, ein. „Das sieht Anna ganz ähnlich; sie kennt keine Rücksicht für Andere, sie denkt nur an sich selbst."

„Wenn du halb so rücksichtsvoll gegen Andere wärest als Anna, wärst du glücklicher, als du es bist, Kind", sagte der Earl, ihr gutmüthig zulächelnd.

Geraldine antwortete nicht. Sie litt in letzterer Zeit an chronischer schlechter Laune. Der Herzog von St. Ives war mit keinem Antrag herausgerückt, weder ihr noch Mabel gegenüber;

kein anderer annehmbarer Mann, weder Herzog noch Nicht=herzog, hatte sich präsentirt, und dies war Lady Geraldinen's dritte Saison. — Sie schlug die Spitze eines Eies mit solcher Heftigkeit ab, daß sie in Annaline's Milchschale sprang, worüber das Kind so herzlich auflachte, als sie sich im Hause Lady Essington's zu lachen getraute, ausgenommen wenn sie sich mit dem Earl ganz allein befand.

Ehe das Frühstück vorüber war, kamen Leolin und seine Frau an.

Mit dem Earl in dessen Arbeitszimmer eingeschlossen, erzählte Leolin von dem Geschäfte, das ihn nach London geführt hatte; er wollte mit Mr. Hildyard berathen, welche Schritte zu thun wären, um die Heirath seines Bruders Georg null und nichtig zu machen und jenes kleine Kind, das man im gegenwärtigen Augenblicke den Lord von Pomeroy nannte, abzusetzen.

Vierzehn Tage mochten seit Gaunt's Tode verflossen sein. Sybilla — welcher wir von nun an den ihr gebührenden Titel geben müssen, denjenigen der Lady von Pomeroy — hatte den Gütern einen anderen Administrator bestellt: einen gewissen James Knox. Er war sehr weitläufig mit Mr. Knox, von dem Gute The Knoll, verwandt, welcher nach der Hand Mrs. Pomeroy's gestrebt hatte; aber er war in einer viel geringeren Lebensstellung. Gaunt — der seine Fähigkeiten für jene Stellung kannte und seine unerschütterliche Redlichkeit — hatte ihn selbst, vor dem Tode, seiner Tochter empfohlen.

Sybilla setzte ihn in das Amt ein und übergab ihm ihres Vaters altes Haus zur Wohnung. — All' dies, sowie Sybilla's Macht, ihre Rechte auf Pomeroy bezeugend, fachte nur die Flamme des Unwillens, des Hasses, den Leolin gegen sie nährte,

um so höher an. — Das Gefühl des erlittenen Unrechtes, das in seiner Brust brannte, wurde endlich unerträglich: er beschloß Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um den jungen Rupert zu stürzen.

Lord Essington hörte Leolin's Auseinandersetzungen stillschweigend an. Der Letztere sprach übrigens so heftig aufgeregt, als er sich über das erduldete Unrecht verbreitete, daß der Earl wohl kaum inzwischen ein Wort hätte anbringen können.

„Thun Sie das nicht!" sagte der Earl endlich, als Leolin eine Pause machte, nachdem er eben seinen Beschluß kund gethan, ohne weitere Verzögerung den Vatikan zu bestürmen. „Versuchen Sie es nicht. So weit es mir möglich war, mich über die Sache zu informiren, sehe ich, daß die Ehe nach aller Form und Ordnung geschlossen wurde, daher sicherlich nach dem Gesetze eine gültige ist und das Kind so gut der rechtmäßige Lord von Pomeroy ist, als es sein Vater vor ihm war. — Ungerechtes Handeln trägt keine guten Früchte, Leolin; — niemals für die Länge, nicht einmal für diese Welt, viel weniger für die zukünftige. Fühlen Sie denn das nicht? — Hätte ich jemals einen armen oder schwachen Menschen bedrückt, um mich zu erhöhen, ich könnte nicht ruhig sterben."

„Aber wenn Ihnen Unrecht geschehen wäre, Sir?" sprach Leolin, während er mit dem Taschentuch über seine erhitzte Stirne fuhr. „Wenn ein Usurpator Ihnen die Mittel zu Ihrer Existenz zugleich mit Ihrem Titel entrisse, thäten Sie nicht Alles, was in Ihrer Macht stände, um das Ihrige wieder zu erlangen?"

„Ja, und ich würde bedenken, daß vielerlei Rechte, die nicht mich allein angingen, auf dem Spiele ständen und könnte mit

gutem Gewissen die Hülfe des Himmels auf meinen Zweck herabrufen; aber das wäre ein von dem Ihrigen verschiedener Fall, mein junger Freund. Ihr Erbantritt beruhte auf einem Mißverständnisse. Hätten Sie von der Existenz dieses Kindes gewußt, Sie würden die Stellung nie angetreten haben. Sie hätten es gar nicht thun können."

Leolin schwieg. Er wußte kaum, was er in jenem Falle gethan hätte: es war eine der geringeren Kränkungen, die fortwuchernd sein Gemüth bedrückten, daß man ihm von dem Knaben nichts gesagt hatte.

„Stellen Sie sich die Sache im rechten Lichte vor, Leolin", fuhr Lord Essington fort, der sprechend im Zimmer auf- und abschritt, während Leolin in einem Armstuhl zurückgelehnt saß. „Wären Sie der Lord von Pomeroy und hinterließen Sie einen Sohn — wie würde es Ihnen gefallen, wenn ein jüngerer Bruder von Ihnen käme, Ihren Titel und die Güter an sich risse und Ihren eigenen Sohn aus seinem Erbe würfe — oder es wenigstens *versuchte* ihn zu vertreiben? Was würden Sie dazu sagen?"

„Ueber *meinen* Sohn könnte sich, hoffe ich, kein ähnlicher Streit erheben", sprach Leolin hochmüthig.

„Ihr Bruder Georg hätte bei Lebzeiten dasselbe sagen können. Sie umgehen meine Frage, Leolin. Ich frage Sie, was Sie von der Sache gedacht hätten, wären Sie an des Anderen Stelle gewesen. Würden Sie nicht sagen, der Bruder, welcher sich Ihrem Sohne vordrängen wollte, sei ein Usurpator?"

„Nein!" rief Leolin heftig.

„Nun, nun; Sie sehen die Sache jetzt noch durch Ihre eigene Brille an. Ich gebe zu, daß Sie sehr gekränkt worden sind, und

begreife Ihre bitteren Gefühle; aber Sie dürfen sich von denselben nicht zu Ungerechtigkeiten hinreißen lassen."

„Ich bin überrascht, Sir, daß Sie die Sache in solchem Lichte sehen. Denken Sie an Anna. Ich heirathete sie als Lord von Pomeroy und nun sind wir unserer Stellung entsetzt."

„Ich gebe zu, daß wir das empfinden, Leolin, besonders ihre Mutter. Aber das ist ein Unglück, das Niemand voraussehen konnte und für das man weder Sie noch uns verantwortlich machen kann. Deshalb bleibt nichts Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen."

„Sie sind gerade so wie Anna!" rief Leolin unwillkührlich aus.

„Gerade so spricht auch sie!"

„Richtig. Des Kindes Herz ist am rechten Flecke!"

„Aber — begreifen Sie, zu was uns das herunterbringt — mich und sie?" fragte Leolin, mit gesenkter Stimme und erhitztem Antlitze. „Ich stehe jetzt nicht besser da, als da ich als Attaché hungerte. Ich kann jederzeit dazu zurückkehren und vielleicht sogar mit etwas erhöhtem Gehalte. Lord C.... gefiel es beim Abschiede zu sagen, er kenne meinen Werth im Amte; aber ich habe nun ein Weib!"

„Das Glück liegt nicht im Reichthum."

„Ich hatte gehofft, ich hatte erwartet, Sie würden sich meiner Appellation nach Rom anschließen."

„Wozu?"

„Zur Bekräftigung meiner Bitte, diese Heirath zu annulliren."

„Ihre Heirath mit Anna?"

„Sie belieben sehr spaßhafter Laune zu sein, Mylord", rief Leolin mit peinlichem Erröthen. „Ich spreche, wie Sie wohl wissen, von meines Bruders Georg Heirath."

„Ich werde das niemals thun", sagte der Lord, die Stirne mit vorübergehender Strenge runzelnd; „noch Sie, hoffe ich. Es wäre so wenig Gerechtigkeit in Ihrem Streben, jene Heirath aufzulösen, als wenn Jemand danach trachtete, die Ihrige zu annulliren."

„Wir werden über diese Sache niemals gleich denken, fürchte ich", sagte Leolin sich erhebend. „Es thut mir sehr leid, daß Sie die Sachlage nicht so auffassen wie ich."

„Sie werden die Sache nach und nach mit anderen Augen ansehen, Leolin. Es braucht Zeit bis man einen solchen Schlag überwindet. Setzen Sie sich; ich habe Ihnen noch etwas zu sagen."

Leolin ließ sich ziemlich unwillig wieder nieder. Er wünschte sich mit fieberhafter Hast fort von hier zu seinem Sachwalter.

„In diesem Dilemma stehen Ihnen zwei Wege offen", bemerkte Lord Essington. „Der eine ist zur Diplomatie zurückzukehren; der andere, in Pomeroy zu verbleiben — wie die neue Lady von Pomeroy es wünscht. — Ich würde Ihnen den ersten anrathen."

„Nein", unterbrach ihn Leolin. „Für den Augenblick bleibe ich in Pomeroy, um frei über meine Zeit verfügen zu können."

„Wie es Ihnen gefällt. Sie werden wohl später, wenn Sie des Nichtsthuns müde sind, zur Diplomatie zurückkehren. Ihr und Anna's Einkommen zusammen genommen beläuft sich nicht viel höher als auf jährliche tausend Pfund, glaube ich."

„Es macht nicht viel mehr aus."

„Nun, in derartigen Unglücksfällen, die ohne Verschulden herankommen, ist es der Freunde und Verwandten Pflicht zu helfen, wenn sie können. Ich kann nicht viel für Sie thun; Sie wissen, wie verschwenderisch mein Sohn ist, der mich ärmer macht,

als ich es sonst wäre. Aber ich will Ihnen und Anna jährlich eine Zulage von tausend Pfund geben, so lange bis sich Ihre Verhältnisse gebessert haben. Jedoch — kein Wort davon zu einer Sterbensseele, mit Ausnahme Anna's. Vergessen Sie das nicht. Sie dürfen es meiner Frau nicht ausplaudern."

„Wie gütig, wie großmüthig Sie sind!" rief Leolin aus, dessen Herz wie sein Antlitz erglühte, so bewegte ihm diese Güte die Seele. „Ich hoffe, es wird nicht lange dauern, daß wir Sie so berauben müssen."

„Das wird Ihr Einkommen auf zweitausend erhöhen — etwas darüber. Und während Sie in der Abtei verbleiben, wohnen Sie wenigstens zinsfrei; wenn Sie einmal wieder Ihre diplomatische Laufbahn aufnehmen, werden Sie Ihren Gehalt beziehen. — Sie sollten sich lieber mit möglichst guter Miene in's Unvermeidliche fügen, Leolin; über die verschüttete Milch muß man nicht weinen."

Jedoch Leolin hatte nicht im Geringsten die Absicht, diesem Rathe zu folgen. Seinen Hut ergreifend, eilte er fort in die Kanzlei der Herren Hildyard und Prael.

Unterdessen befand Anna sich mit ihrer Mutter im Frühstückzimmer und besprach denselben absorbirenden Gegenstand — den unangenehmen Schicksalswechsel, der sie betroffen. Anna sah deshalb nicht schlechter und trauriger aus; — ihr Gesichtchen war frisch, ihr Lächeln strahlend. Lady Essington, welche das Unglück so bitter empfand als Leolin selbst, klagte und seufzte maßlos darüber. — Der Earl trat ein.

„Was ist diese neue Lady von Pomeroy für eine Frau, Anna?" fragte er.

„O, sie ist sehr, sehr angenehm, Papa", lautete Anna's warme

Antwort; „eine königliche Erscheinung mit einem schönen Gesichte."

„Gebildet?"

„O ja, gewiß. Ihre Erziehung war so gut wie diejenige der Miß Pomeroys. Sie wurde in demselben Kloster erzogen."

„Und sie ist von guter Abkunft?"

„Sehr guter Abkunft, von wahrscheinlich eben so guter als diejenige der Pomeroys."

„Warum in aller Welt also ereifert sich dein Gatte und faselt von der Möglichkeit einer Annullirung dieser Ehe?"

„Er hat vollkommen Recht. — Ich hoffe, er wird es versuchen!" warf die Gräfin ein.

„Siehst du, Papa, die Gaunts waren arm und von ganz untergeordneter Stellung. John Gaunt war der Förster des alten Lord von Pomeroy. Man nannte ihn im Dorfe den Gentleman-Förster, weil er keine Zahlung annahm. Seine Tochter war daher ihrem Manne, Georg Pomeroy, nicht gleich im Range."

„Georg Pomeroy hätte jedoch noch schlechter heirathen können, wenn es ihm beliebte, meine ich!"

„O gewiß — denn sie ist so edel, so gut, so rücksichtsvoll in allen ihren Handlungen. Ich denke, sie bedauert es beinahe so sehr wie wir selbst, daß Leolin entsetzt werden mußte; — aber — wie sie sagt — was kann sie thun? Sie muß die Rechte ihres Sohnes wahren. — Vorläufig will Leolin in der Abtei bleiben; er sagt, er hätte mehr Recht darauf als sie. Aber er will nichts von den Einkünften annehmen, obwohl sie sehr wünscht, daß er es thäte. Er sagt, er will Alles haben oder nichts."

„Ganz recht; das zeigt, daß er auf sein Recht hält", sagte die Gräfin. „Es sollte ihm Alles gehören."

„Ganz unrecht", sagte dagegen der Earl. „Er hat jetzt nicht mehr Rechte auf die Einkünfte von Pomeroy als ich selbst. Siehst du das ein, Anna?"

„Ich sah dies von Anfang an ein, Papa. Den kleinen Knaben abzusetzen, wäre unrecht und grausam. Ich bemühe mich dies auch Leolin klar zu machen; aber es ärgert ihn nur, wenn ich davon zu sprechen anfange."

„Du warst immer ein einfältiges Ding, Anna", bemerkte ihre Mutter. „So ein hergelaufener kleiner Junge von acht Jahren hat kein Recht, Leolin zu verdrängen, nachdem er schon das Erbe angetreten hatte. — Ich wollte sehen — wäre ich dein Gatte — ob er mich verdrängen dürfte!"

In dem leichtesten Miethswagen, welchen Leolin in der Eile wählen konnte, fuhr er Lincoln's-Inn zu. — Er ließ Mr. Hildyard kaum Zeit, ihn zu begrüßen, sondern brachte, ohne Einleitung, den ihm am Herzen liegenden Gegenstand vor.

„Diese unglückselige Heirath meines Bruders Georg, die nun zu Tage gekommen ist! Es muß nach Rom appellirt werden, um sie ungültig erklären zu lassen."

Mr. Hildyard sah ihn eine Weile schweigend an, — dann fragte er: „Auf welchen Rechtsgrund hin?"

„Welchen Rechtsgrund! — Jeden Grund", erwiederte Leolin, aufgebracht über die in des Sachwalters Worten angedeutete Meinungsverschiedenheit. „Eine Heirath dieser Art, heimlich geschlossen, sollte keine Rechtsgültigkeit haben."

„Entschuldigen Sie. Ich höre, daß die Dame, nunmehrige

Lady von Pomeroy, in jeder Hinsicht ihrer Stellung würdig sei: was Schönheit, Bildung, Geist und Herzensgüte anbelangt. Ich erfuhr dies von Ihrer Schwester — Miß Joan."

„O Joan! — Joan schwärmte immer für Sybilla Gaunt. — Wie dem immer sei, Sie werden in dieser Angelegenheit meine Instructionen auszuführen haben, Hildyard."

„Ich sehe aber noch immer nicht ein, welchen Rechtsgrund Sie als Basis Ihres Vorgehens angeben wollen."

„Wir brauchen keine Gründe! Unsere Kirche kann sich, wenn's darauf ankommt, ihre eigenen Gründe machen. — Wollen Sie meine Aufträge übernehmen oder nicht?"

„Wie es Ihnen gefällig ist. Wenn ich die Sache zurückweise, werden Sie sie ja doch einem Andern übergeben. Aber dies ist keine gerechte Sache, Mr. Leolin."

„Keine gerechte Sache! — Und glauben Sie, daß es gerecht sei, zuzulassen, daß ein dahergelaufenes Kind, von dem man nie früher etwas gehört hat, plötzlich auftaucht und mich aus Haus und Hof wirft?"

Mr. Hildyard seufzte. „Das war eine unglückselige Geschichte und ging mir beinahe so zu Herzen als Ihnen selbst. — Sie hatten früher nicht auf die Erbschaft gerechnet und....."

„Natürlich nicht", unterbrach ihn Leolin ungeduldig. „Wie hätte ich daran denken können, war doch Georg beinahe so jung wie ich selbst? Der Gedanke wäre mir nicht im Traume gekommen."

„Natürlich. Hätte dieselbe Post, welche die Nachricht von Ihres Bruders Tode gebracht, Ihnen auch bekannt gemacht, daß er einen Sohn hinterlassen, so hätten Sie keine Enttäuschung empfunden. Aber die Stellung und die Güter übernommen zu haben, im guten Glauben an Ihr Recht, darauf hin zu

heirathen, und dann wieder die ganze Erbschaft sich entrissen zu sehen, das ist in der That ein harter Schlag!"

„Der Brief, welcher Ihnen geschrieben worden sein soll, was ist aus ihm geworden?"

„Ich wollte, ich wüßte das. Alles, was ich davon weiß, ist, daß ich ihn nie erhielt. Es wäre besser gewesen, der andere Brief, der mit jenem aufgegeben worden, der die Nachricht von Georg's Tode brachte, wäre verloren gegangen."

Leolin, welcher dem Sachwalter gegenüber saß, trommelte mit seinen behandschuhten Fingern auf dem Tische; sein angenehmes Gesicht sah im Augenblicke aufgebracht und streng aus.

„Georg hinterließ wohl ein Testament", nahm er das Gespräch wieder auf. „Kennen Sie dessen Inhalt?"

„Ja. Sein Weib erbt Alles, mit Ausnahme von Legaten für seinen Diener Moore und einigen anderen Personen."

„O natürlich hinterließ er ihr Alles!" erwiederte Leolin mit einem Anfluge von Sarkasmus. Die Erinnerung allein an Sybilla war genügend ihn aufzubringen.

„Dies Alles ist nicht viel", bemerkte Mr. Hildyard, „unter viertausend Pfund."

„Unter viertausend Pfund!" erwiederte Leolin mit höchstem Erstaunen. „Waren dies Georg's ganze Ersparnisse?"

„Es scheint Alles zu sein, was er zu hinterlassen hatte."

„Wohin kam dann das ganze Geld? Er konnte nicht den zehnten Theil seiner Einkünfte verzehrt haben, seit seinem Antritt der Erbschaft bis zu seinem Tode. Sie lebten drüben in Indien in der einfachsten, zurückgezogensten Weise, wie man mir sagte."

„Ich glaube, dies war in der That der Fall."

„Was also that Georg mit seinem Gelde, frage ich?"

„Das ist mehr, als ich beantworten kann. Ich weiß nur, daß seine ganzen Einkünfte als Lord von Pomeroy ihm pünktlich und regelmäßig übermittelt wurden."

„Er müßte ein Vermögen von — nun, von beiläufig zwanzigtausend Pfund hinterlassen haben — nach der sparsamen Weise, in welcher sie gelebt haben sollen."

Mr. Hildyard schüttelte nachdenklich den Kopf. Es war dies eine Frage, die er sich öfter als einmal selbst gestellt hatte, ohne sie im Entferntesten beantworten zu können. „Und doch ist dies Alles, was Ihr Bruder hinterlassen hat", bemerkte er laut. „Was er mit dem übrigen Gelde that, weiß ich nicht."

„Sie wird's wohl als einen Sparpfennig bei Seite gelegt haben", meinte Leolin, auf Sybilla anspielend. „Haben Sie niemals geahnt, Hildyard, daß Georg verheirathet war?"

„Ich ahnte so etwas. Ich hielt es für einen wahrscheinlichen Fall — nach einigen hingeworfenen Worten, die er hie und da in seinen Briefen an mich fallen ließ. Ich stellte keine Frage. Ich überließ es ihm selbst, mir, wenn es ihm belieben sollte, mehr davon zu sagen, wenn überhaupt etwas zu sagen war. — Aber als seine Todesnachricht kam und weder von Weib noch Kind Erwähnung geschah, schloß ich daraus, daß ich mich geirrt haben mußte. — Georg hätte mich in's Vertrauen ziehen sollen; er hätte es auch gethan, wenn er an die Möglichkeit eines jähen Todes gedacht hätte."

„Nebenbei bemerkt — wer schrieb Ihnen jenen Brief?"

„Moore. — Es war ein sehr kurzes Schreiben, nur die einfachen Thatsachen, die den Tod betrafen, enthaltend. Er schrieb, Major Barkley würde mir alles Nähere mittheilen."

Leolin sah auf seine Uhr. Er war nicht gekommen, um seine Zeit in unnützem Geplauder zu vergeuden. Mr. Hildyard mußte, sehr gegen seinen eigenen Wunsch und Willen, Vorschläge anhören und Instructionen entgegen=nehmen, welche sich auf Leolin's Plan, die Heirath seines Bruders aufzulösen, bezogen.

„Noch Eines wünsche ich Ihnen mitzutheilen", bemerkte Mr. Hildyard, als Leolin sich anschickte ihn zu verlassen, und er senkte dabei die Stimme zum Flüstern herab, als handle es sich um etwas Geheimes. „Aber zuerst erlauben Sie mir die Frage, ob Sie kürzlich etwas von Ihrem Bruder gehört haben?"

„Von welchem Bruder?"

„Es ist Ihnen nur noch einer geblieben — Rupert."

„Nichts. Nur daß Georg's Wittwe sagt, er lebe. Wie es scheint, erhielt Georg hie und da Nachrichten von ihm. Sie glaubt, er verberge sich in verlassenen, von Menschen unbesuchten Gegenden."

„Ich fürchte, er ist in England."

„In England!" keuchte Leolin entsetzt.

„Ich fürchte es. — Wie unvorsichtig von ihm! — Aber Rupert war immer leichtsinnig. — Würde er entdeckt, verfolgt — es wäre fürchterlich!"

Leolin fühlte sich unfähig zu sprechen; sein Herz erstarrte ihm in der Brust. — Endlich stammelte er: „Wissen Sie das? — Was wissen Sie?"

„Ich will es Ihnen sagen. Einer meiner vertrauten Schreiber, Collins, Sie müssen sich seiner erinnern: ein großer magerer Mann, von mittleren Jahren, mit lichtem Haar, trägt Augengläser....."

„Ja, gewiß, ich kenne ja Collins“, unterbrach ihn Leolin ungeduldig.

„Er war neulich in Spanien; eine besonders heikle Geschäfts-angelegenheit unserer Firma führte ihn dahin. Auf der Rückkehr schiffte er sich, aus gewissen Gründen, auf einem kleinen spani-schen Kauffahrer ein, auf welchem er keine andere Seele, außer der spanischen Bemannung, anzutreffen erwartete. Als man jedoch einen Tag lang auf der See war, entdeckte er, daß das Schiff nebst ihm noch einen Reisenden trug: einen kranken Herrn, der sich in seiner Cabine abgeschlossen hielte, sagte man ihm. Eines Abends, kurz vor der Ankunft in Falmouth (der Hafen, dem sie zusteuerten), kam das Fahrzeug mit einem Dampfschiffe in Berührung; man fürchtete schon, es würde sinken — und während der Aufregung, dem Tumulte, kam plötzlich jener Kranke auf's Deck gestürzt — es war Rupert.“

„Der Himmel steh' ihm bei!“ rief Leolin.

„Er trug irgend ein faltiges Tuch um den Hals, jedoch keinen Hut, und Collins erkannte ihn sogleich. Der Mond schien sehr hell an jenem Abende und fiel voll auf sein Gesicht. Es war abgemagert und blaß, jedoch unverkennbar dasjenige Rupert's. — Als er Collins erblickte, schien er ihn zu erkennen und tauchte augenblicklich wieder hinab in seine Cabine. — Das Schiff gelangte, ohne großen Schaden, nach Falmouth und Collins verließ es.“

„Und Rupert landete auch?“

„Ohne Zweifel. Wenn er nicht die Absicht gehabt hätte zu landen, — wozu hätte er die Fahrt gemacht?“

„Ob wohl sein Unglück ihn des Verstandes beraubt hat?! Nur ein Wahnsinniger könnte unter solchen Umständen hierher

kommen.—Hätte Collins ihn nicht auf der Stelle fassen können?! — Kann man ihm trauen?"

„Wem? — Collins? Ganz und gar; so wie Sie mir selbst vertrauen können. Collins vertraute mir die Sache an; aber er wird gegen Niemanden eine Erwähnung davon machen."

„Wie lange ist es her?"

„Nicht über zehn Tage."

Leolin erhob erschreckt seine Hände. — „Was? er muß nun in England sein! Kann ich Collins sehen?"

„Wenn's gefällig ist. Ich will ihn rufen."

Der Kanzlist kam. Er war ein ernster, gesetzter, vertrauungswürdiger Mann, der, während er sprach, seine Augengläser abnahm.

„Glauben Sie nicht, sich geirrt haben zu können?" drängte ihn Leolin, nachdem die ersten Worte gewechselt worden waren. Sein Ton zeugte von schmerzlicher Aufregung. „Ich kann nicht glauben, daß es mein Bruder Rupert war. So unbedacht er auch sein mochte, — er konnte kaum so unüberlegt leichtfertig handeln."

„Er war es ganz gewiß und kein Anderer", sagte der Schreiber, in ernstem eindringlichen Flüstertone. „Ich konnte mich in Mr. Rupert Pomeroy nicht irren."

„Sie kannten ihn gut?"

„Ganz gut, Sir. Wir hatten viel für ihn zu thun, als er in das Queens-Bench-Gefängniß kam. Ich sah ihn damals oft genug. Auch erkannte ich ihn im Augenblicke, als er das Verdeck betrat."

„Sie können Collins ganz und gar vertrauen", wiederholte Mr. Hildyard, als der Schreiber sich zurückzog. „Seien Sie ver-

sichert, er sah Ihren Bruder Rupert. Ich hielt es für recht, Sie davon zu benachrichtigen, Mr. Leolin. Was er für einen Zweck im Auge hat — warum er hierher kommt und sich so großer Gefahr aussetzt, kann ich nicht errathen."

Leolin Pomeroy kehrte, wie im Traume, nach dem Berkeley Square zurück. Sollte dieser unglückliche Bruder festgenommen werden — was würde aus dem guten Namen der Pomeroys? — Mit welcher Schmach würde er beladen werden?!

VIII. Kapitel.

In der Kapelle.

Im kleinen, runden Zimmer des Südthurmes, der für die Studien des jungen Lord von Pomeroy eingerichtet worden, saß, an einem schönen Novembermorgen, dieser kleine Gentleman selbst mit seiner Gouvernante. So kurz auch sein Aufenthalt in Pomeroy war, kaum drei Monate, so hatte Rupert sich doch schon wunderbar erholt. Die Bläße und der kränkliche Ausdruck seines Gesichtes waren gewichen; Kraft und gutes Aussehen kehrten zurück. Es schien, als hätte das Kind nur der europäischen Luft bedurft, um gesund zu sein; jegliche Begründung der von seiner Mutter Leolin gegenüber ausgesprochenen Furcht, daß der junge Lord nicht lange leben würde, schien nun verschwunden.

Wie Rupert sich zu erholen begann, war eine der ersten Sorgen der Lady von Pomeroy sich nach einer passenden Lehrerin für ihn umzusehen. In Indien hatte sie ihn selbst unterrichtet. Die Erzieherin war bald in der Person einer Miß Haberdale gefunden. Sie war eine gesetzte Dame, von etwa fünf und dreißig Jahren, groß in modernen Sprachen und dergleichen, mit einer vollkommen ausreichenden Kenntniß von Griechisch und Lateinisch, kurz gerade die passende Gouvernante für den jungen Lord von Pomeroy. — Rupert gewann sie bald

lieb; er hatte ein sehr liebenswürdiges Naturell, war folgsam, leicht zu führen und dabei sehr begabt. — Rupert und seine Mutter hatten sich im Südflügel und Südthurme niedergelassen. Mrs. Pomeroy blieb in dem einen Theile der Front des Gebäudes und Leolin bewohnte mit seiner Frau den anderen Frontheil, sammt dem Nordflügel.

Leolin lebte nicht und konnte nicht in dem Staate leben, den er als Lord von Pomeroy aufrecht erhalten hätte; er galt aber trotzdem bei den Leuten halb und halb für den Herrn von Pomeroy. Leolin und Lady Anna empfingen und erwiederten viele Besuche. Der Lady von Pomeroy war es angenehm, daß sie von ihnen in so weit vertreten wurde; so lange sie ihre tiefe Wittwentrauer trug und ihr Sohn so jung und schwächlich war, wünschte sie ohne gesellschaftliche Verbindungen zu bleiben. — Leolin ging auf die Jagd, den Fischfang; er verkehrte mit der Nachbarschaft; aber sein Hauptlebenszweck, mit welchem er sich unaufhörlich beschäftigte, war der bereits in's Werk gesetzte Plan der Entsetzung seines Neffen, Georg's Sohn. Diese Idee hatte ihn ganz durchdrungen: sie wurde zur Manie. In einem Punkte benahm sich Leolin ehrenhaft; er nahm nichts von den Pomeroy'schen Einkünften an. Er wollte, während er gegen Sybilla und ihren Sohn handelte, kein Geld von ihr nehmen.

Die überraschende Mittheilung, welche Hildyard Leolin gemacht hatte, die Ankunft Rupert Pomeroy's in England betreffend, war von keinem dieselbe bestätigenden Umstande gefolgt worden. Ob nun Rupert beim Landen in die Erde gesunken war, ob er sich in Luft aufgelöst hatte, oder ob er (wahrscheinlicherweise), sich eines Besseren besinnend, vor den Folgen seiner raschen Handlungsweise zurückgeschreckt und mit demselben

Schiffe, mit welchem er gekommen, wieder seines Weges zurückgefahren war; genug, man hörte und sah nicht das geringste Lebenszeichen von ihm. Die fürchterliche Angst und Sorge, in welche diese Nachricht Leolin versetzt hatte, schwand nach und nach; er begann zu hoffen, bestimmt zu hoffen, daß sein höchst unvorsichtiger, leichtsinniger, verbrecherischer Bruder wieder und vielleicht für immer entflohen war. Es gab Momente, in welchen Leolin daran dachte, welche Wohlthat es für die Familie wäre, Rupert's Tod zu erfahren.

Miß Haberdale, eine kleine Blondine, deren lichtes Haar schlicht geflochten, von dem ernsten, ruhigen Gesichte zurückgesteckt, deren Kleidung so nett und zierlich wie ihre ganze Person war, saß an einem kleinen, viereckigen Tische; Rupert ihr gegenüber damit beschäftigt, ein Diktat zu schreiben. Diesmal war es in englischer Sprache; bald darauf würde es französisch sein, und später italienisch. Miß Haberdale diktirte aus einem Buche in ihrer Hand und Rupert schrieb auf einer Schiefertafel. — Das Kind war noch immer sehr abgemagert; aber man konnte nichts Schöneres sehen, als die feinen Züge seines Gesichtchens; den gescheuten Ausdruck seiner veilchenblauen Augen, die er jetzt verständnißvoll zur Lehrerin erhob. Er trug ein schwarzes Sammetgewand und einen weißen gefalteten Batistkragen.

„Im Felde erblickten wir einen Hasen", diktirte Miß Haberdale und Rupert wiederholte die Worte, als er sie nachschrieb. „Einen Hasen", schrieb er nieder und blickte dabei schnell auf.

„Wir sahen wirklich einen, neulich, Miß Haberdale, damals, wissen Sie, wie Pater Andrew ....."

„Ja, ja, ich weiß es. Schreiben Sie nur jetzt, Rupert, und sprechen Sie nicht. Weiter: Der Hase lief gerade über's....."

Eine Unterbrechung fand statt. Die Zimmerthür flog weit auf, und herein stürzte Miß Mary Pomeroy.

„Nun!“ rief die Lehrerin unzufrieden aus. „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, daß Sie während der Lehrstunden nicht in diese Zimmer kommen sollen, Miß Mary! Ich kann es durchaus nicht erlauben.“

Miß Haberdale hatte vollen Grund zu dem Verweis. Mary Pomeroy hielt sich viel lieber in dem Flügel der Lady von Pomeroy auf, als in ihrem eigenen. Wäre sie nicht von beiden Seiten daran gehindert worden, sie hätte ihren steten Aufenthalt darin genommen.

„Ich habe nichts zu thun, deshalb komme ich hierher“, verkündete die junge Dame herausfordernd. „Ich komme für den ganzen Tag. Mama rief mich zurück, aber ich hörte nicht darauf.“

„Miß Lorne wird Ihnen folgen, um Sie zurückzuholen, hoffe ich.“

„Miß Lorne ist fort!“ rief Mary triumphirend. „Ihr Vater ist sehr krank; sie erhielt einen Brief, der sie davon benachrichtigte, und sie ist auf eine ganze Woche nach Hause gegangen, um ihren Vater zu pflegen. Croft fährt sie eben zur Poststation. Ich bleibe nun hier, die ganze Zeit, so lange ich keine Lectionen habe, hier bei Rupert.“

„Nun, da denke ich, wenn Miß Lorne fort ist, so wäre es am Besten, Sie brächten Ihre Bücher und machten Ihre Lection mit mir durch.“

„Ich denke nicht so“, sprach Mary in entschieden entgegengesetzter Meinung. „Sie sind nicht meine Erzieherin, Miß Haberdale, und ich will Ferien haben.“

„Nun gut, dann muß ich Sie bitten, dieses Zimmer zu verlassen.“

Miß Haberdale hatte eine Art und Weise, die sonst wohl Gehorsam erzwang; auch Mary fühlte das zuweilen. Aber jetzt eben verließ sie das Zimmer sehr ungerne, und dazu war sie gewohnt ihren eigenen unbeschränkten Willen zu haben.

„Sie haben kein Recht mir etwas zu befehlen, Miß Haberdale. Dies Zimmer gehört Rupert, und wenn es ihm gefällt mich hier zu behalten, kann er es thun, er ist der Herr von Pomeroy. Ich werde hier bleiben; — soll ich nicht hier bleiben, Rupert?“

Der arme Rupert sah verlegen drein; es gab wohl nie ein feinfühlenderes Kinderherzchen, als das seine, und hier befand er sich in einem peinlichen Dilemma, zwischen dem Wunsche Mary recht zu thun, deren Anrufung ihn rührte, und dem Bewußtsein, daß seiner Erzieherin vor Allem Gehorsam gebührte.

„Ich möchte wohl, daß du bliebest, Mary“, sagte er endlich zögernd, „wenn du dürftest.“ — Und Mary zog sich gleich einen Stuhl zum Tisch heran.

„Nein“, wies Miß Haberdale die Kleine entschieden ab. „Ich erlaube es nur, wenn Sie Ihre Schiefertafel holen und mit uns das Diktat machen.“

„Thu's doch, Mary“, flüsterte Rupert. „Ich will dann bitten, daß du mit mir speisen darfst.“

Der Streit endete damit, daß die junge Dame ihre Tafel holte. Die Aussicht, mit Rupert speisen zu dürfen, überwog alles Andere.

Nachmittags machten die Kinder in Begleitung Bridget's

einen Spaziergang. Der schöne Tag, der sich des Morgens so hell und freundlich angelassen hatte, verfinsterte sich. Der bedeckte Himmel war bleigrau, aber die Luft war still und mild, beinahe warm. Der Abend kam bald heran — sie waren schon etwas spät ausgegangen.

Sie schritten durch die Bogengänge, über den Hof und durch die Hauptthore, dann bogen sie nach rechts. „Ich gehe zum alten Jerome", kündete Mary in ihrer gebieterischen Weise an.

Und die Kinder flogen mit einander dem alten Wachtthurme zu; Bridget folgte langsamer. Bridget, welche Miß Mary Pomeroy, ihr Pflegekind, leidenschaftlich liebte, gab ihren Einfällen meistens ohne ein Wort der Vorstellung nach; sie ließ sich von dem Kinde führen, wohin es auch sein mochte. — Bei der Thür des Wachtthurmes angekommen, ergriff Mary den Glockengriff und läutete eine Weile ununterbrochen fort: ihre gewöhnliche Weise, sich anzukündigen. Der alte Jerome, noch grauer und trauriger aussehend als einstens, öffnete die Thür.

Er ließ sie in einen kleinen, engen Vorraum ein und von da in das untere Gemach, dasselbe Zimmer, in welchem die thörichte Lady von Pomeroy, Mary's Mutter, einst heimliche Unterredungen mit Rupert gehalten hatte. Das Zimmer war jetzt eingerichtet; Jerome benützte diesen unteren Raum als Küche. — Er zog Stühle für die Kinder heran; er selbst und Bridget blieben stehen.

„Meine Erzieherin ist für eine ganze Woche fortgegangen, Jerome. Freut Sie das?"

„O, das freut mich sehr, Miß Mary, wenn es Sie freut. Und Sir, wie befindet sich Milady?"

„O, sie befindet sich sehr wohl", rief Mary, Rupert gar nicht Zeit zum Antworten lassend. „Ich speiste heute mit Rupert. Jerome, wir können Ihren Wachtthurm sehen, wenn wir den Kopf zu den Fenstern des Südthurmes hinausstrecken."

„Jawohl, ich weiß das, Miß Mary. Ich wußte das lange, ehe Sie geboren waren."

„Wie alt Sie sein müssen, Jerome!" rief die junge Dame aus. „Und, Jerome, schmeckte Ihnen das große Stück Plumpudding, das ich Ihnen gestern durch Bridget schickte?"

„Es war besonders gut, Miß Mary. Gott segne Ihr kleines, liebevolles Herz dafür, daß Sie an Ihres Vaters alten Diener denken."

„Sie waren meines Großvaters Diener", verbesserte Miß Mary.

„Ja, und darnach Ihres Vaters Diener, meine Liebe. Ich bin und bleibe Ihres Vaters treuer Diener — treu ergeben noch seinem Gedächtnisse."

„Jetzt gehe ich hinauf", erklärte Mary und ohne zu fragen: „Ist's erlaubt", stürzte sie der Thür zu, welche zu der engen Treppe in's obere Stockwerk führte, — zuweilen hielt Jerome diese Thür verschlossen. Einmal war Mary, bei seiner Weigerung dieselbe aufzuschließen, so in Zorn gerathen, daß sie mit dem Fuße gestampft und ihm befohlen hatte, ihr die Thür zu öffnen.

Heute war die Thür jedoch unverschlossen, und die Kinder stiegen ohne Hinderniß die schmale gewundene Steintreppe hinan. Zu rechter Hand führte sie eine Thür in eine Stube, welche Jerome sein Wohnzimmer nannte. Sie war ziemlich gut eingerichtet; ein Teppich auf dem Fußboden, einige Bücher und verschiedene andere Luxusgegenstände gaben ihr ein wohnliches

Ansehen. Die tiefen Fensteröffnungen, nicht viel weiter als Schießscharten, sahen auf die Abtei und gewährten einen Ausblick auf die See in der Ferne. — Darüber war noch ein Stockwerk, das zwei Zimmer enthielt; das kleinere davon war Jerome's Schlafstübchen. — Was das Wohnzimmer anbelangt, so benützte Jerome es äußerst selten; er begnügte sich meistens mit dem unteren Zimmer, oder Küche, deren enges Fenster die Aussicht auf die Felder und den dunklen Nadelholzwald drüben bot.

Mary konnte nicht lange ruhig sein; in ihrer Rastlosigkeit verlangte es sie bald wieder fort und sie führte Rupert wieder die Treppe herab, verabschiedete sich von Jerome und verließ den Wachtthurm. Ihr scharfes Auge erblickte sogleich etwas Ungewöhnliches an der Thür der Kapelle.

„Sieh' dort, Rupert, den Karren! Was geschieht dort? Ich will mal hinlaufen und sehen."

Man war im Begriffe eine kleine Marmortafel zum Gedächtnisse Georg Pomeroy's an der Südwand anzubringen im Innern der Kapelle. Sybilla hatte bei ihrer Rückkehr dieselbe bestellt und jetzt war sie bereit, an Ort und Stelle gebracht zu werden. Die Leute, welche die Arbeit ausführten, hatten einen Karren voll Werkzeuge und dergleichen mitgebracht, die sie am folgenden Morgen zu ihrem Werke benöthigen würden, und hatten den Karren an der Thür stehen lassen.

Die Kinder traten in die Kapelle. Rupert nahm andächtig seinen Strohhut ab, und beide Kinder bekreuzten sich mit Weihwasser. Beim Weitervordringen wurden sie von Bridget aufgehalten, welche Mary am Arme erfaßte.

„Sie sollten doch jetzt nicht in die düstere Kapelle gehen, Miß Mary! Ich gehe nicht gerne hinein, wenn sie leer ist, wie

jetzt. Und wir verlieren den Spaziergang. Mr. Rupert, ich bitte Sie, kommen Sie zurück."

Mary's einzige Antwort bestand darin, sich mit einem Ruck von Bridget's Hand zu befreien und Rupert mit sich fortzuziehen. Tief unten im Hauptflügel ruhten die Ueberreste von Mary's Vater. Die Kinder traten ehrerbietig auf und hielten an, als sie sich dem Steine näherten, der sie bedeckte; ein flacher Stein, glatt in die Quadersteine am Boden eingefügt, der nur die Initialen des Namens und das Datum des Todes trug. Aber rechts an der Wand, zwischen der Marmortafel, auf welcher der Tod des alten Lord verzeichnet war, und dem Platze, an welchen Georg's Gedächtnißtafel angebracht werden sollte, befand sich diejenige des Lord Guy. Mary las die Inschrift laut ab. Rupert, der mit einer heiligen Scheu um sich geblickt hatte — mit jener Ehrfurcht vor dem geweihten Orte, die er vor allen heiligen Dingen hegte und welche ihm seine Mutter eingeflößt hatte — warf sein Auge auf die vergoldeten Buchstaben der Tafel, als sie zu lesen begann. Die Inschrift war in lateinischer Sprache abgefaßt; aber das Kind las dieselbe ganz richtig herunter und verstand so viel davon, als der tüchtige Lateiner, Pater Andrew selbst. In der Uebersetzung würde sie so gelautet haben:

„Dem Gedächtnisse Guy's, Lord von Pomeroy geweiht, der eines plötzlichen gewaltsamen Todes starb, am Abende des siebzehnten Oktobers, im Jahre 18.., im dreißigsten Jahre seines Alters, und dessen sterbliche Ueberreste im Gruftgewölbe unter dieser Kapelle liegen. R. I. P." — Dann folgten noch einige Zeilen, welche die Tugenden des Verewigten hervorhoben und von dem Schmerz der ihn beweinenden Familie sprachen.

„Jerome sagt, wenn Papa gelebt hätte, so wäre er der beste Lord geworden, den Pomeroy je gekannt hat", bemerkte Mary nach einer Pause.

„Ich hörte Papa dasselbe sagen", erwiederte Rupert. „Er liebte Onkel Guy sehr. — Mary, sieh, Bridget ruft uns zurück."

Mary nahm nicht die geringste Notiz davon. Sie bewegte sich nur um einige Schritte vorwärts und begann, so laut wie früher, die Inschrift auf der Tafel, welche dem alten Lord, ihrem Großvater, gewidmet war, zu lesen.

Die Abendschatten senkten sich schon um die Kapelle, deren Inneres niemals, auch nicht am hellsten Mittag, hell erschien. Die Sonne konnte zu keiner Zeit durch die dunkel gehaltenen Glasmalereien der Fenster dringen, von welchen eine Anzahl die Stationen des Kreuzweges in bunten Bildern trugen. — Bridget, die unter dem Thorbogen stehen geblieben war, that ihr Bestes, um die Kinder zurückzurufen. Wenn die Kapelle von vielen Wachslichtern hell erleuchtet und mit Andächtigen gefüllt war, dann mischte sich Bridget gerne unter die Letzteren; sie trug auch kein Bedenken, zeitweise in Gesellschaft von nur wenigen Bußfertigen zur Beichte zu gehen; aber so wie jetzt, am Schlusse eines düsteren Tages, sich allein oder, was beinahe dasselbe war, mit nur zwei kleinen Kindern in ihrer Nähe, an einem Orte zu befinden, wo die Todten ruhten — oder vielleicht sogar nicht Ruhe fanden — dies wollte ihr ganz und gar nicht gefallen.

In der Mischung der Elemente, aus welchen Bridget Rex's Charakter zusammengesetzt war, stach ein Stoff besonders auffallend hervor und dies war die Anlage zum Aberglauben. —

Und seit vor beiläufig einem Jahre eine unheimliche Geschichte über die Kapelle ihr Ohr erreicht hatte, mied sie den Ort, wenn sie nur konnte. — Nun schien es ihr darin mit jeder Sekunde dunkler, düsterer, unheimlicher zu werden.

„Aber nun müssen wir doch gehen", bemerkte Rupert endlich, als sein scharfes, junges Auge Zeichen der größten Unruhe in dem Gesichte der Wärterin las. Jenes feine Gefühl, die zarte Rücksicht für Andere, welche Georg Pomeroy's ganzes Wesen charakterisirte, hatte sich auch auf seinen Sohn vererbt. „Ich geh' jetzt, Mary; Bridget sieht drein, als ob sie weinen möchte."

„Sie fürchtet nur den Geist", erwiederte Mary gleichmüthig.

„Was für einen Geist?"

„Von dem die Leute sprechen. Bridget sah ihn einmal, und sähe sie ihn noch einmal, so stürbe sie auf der Stelle; ich hörte wie sie dies Mary Lamb versicherte."

„Aber wo ist denn der Geist?" fuhr Rupert eindringlich fort, der zweifellos, was Geister betrifft, viel weniger unterrichtet war, als Mary Pomeroy. „Ist er hier in der Kapelle?"

„Ich denke, er erscheint an vielen Orten. Es ist nicht das Gespenst der Nonne, welches einstens im Westthurme spuckte; es ist ein anderes. Es muß im Leben ein Mann gewesen sein, denn Bridget spricht von demselben mit er und ihn; aber mir will sie nichts darüber sagen."

„Und möchtest du gerne davon hören?"

„Natürlich möcht' ich das. Ich höre gerne von Geistern erzählen. Ich fürchte mich nicht vor ihnen."

„Nun ruft sie uns wieder, sie flüstert und winkt uns. Ich geh' zurück, Mary."

Wahrscheinlich fand Mary in der Kapelle nichts mehr ihrer

eingehenden Aufmerksamkeit werth, da sie Kehrt machte und mit Rupert ihrer Wärterin zueilte. Froh, die Kinder überhaupt nur wieder zu haben, ließ Bridget das Schelten bleiben und zog sie, so schnell sie konnte, aus dem Portal. Und in diesem Augenblicke begegneten sie zwei eintretenden Arbeitern.

„So treibt Ihr's!" rief Bridget die Männer an. „Läuft in der Mitte Eurer Arbeit davon! Warum konntet Ihr nicht dabei bleiben?"

Denn wenn diese Männer am Orte gewesen wären, um denselben zu beleben und Bridget's Muth zu stärken, hätte sie nicht das unheimliche Grauen erfaßt, von dem sie sich noch nicht erholt hatte.

Mary verkündete hierauf ihre Absicht, Naomi Rex zu besuchen, und wandte sich dem Walde zu. Bridget meinte wohl, der Weg wäre für eine so späte Stunde viel zu weit; aber Mary blieb taub für jegliche Vorstellung.

Vorüber an dem Wachtthurme, an den Feldern herab durch die Senkung, in welcher mehrere Heuschober standen, liefen die Kinder, von Bridget dicht auf den Fersen gefolgt. Bridget mochte jenen tiefliegenden Grund eben so wenig leiden wie die Kapelle; sie erfaßte Rupert's Hand, um sich zu ermuthigen, und hielt sie fest bis sie schon ein gutes Stück den Hügel hinangestiegen waren. Der Feldweg führte an Mrs. Wylde's Hause vorüber, er war etwas näher als die Straße durch's Dorf; aber Bridget wählte ihn niemals, außer im hellen Sonnenscheine.

Bis jetzt haben wir noch nichts von einer höchst unangenehmen Sache gesagt, welche seit längerer Zeit den Gleichmuth der Bewohner von Pomeroy erschütterte. Aber nun ist es an der Zeit, daß der Leser davon erfahre, so unwillig er auch einem Ammen-

märchen sein Ohr leihen möge. — Der Haushalt der Abtei von Pomeroy glaubte nämlich, daß sein unglücklicher Herr, Guy, keine Ruhe im Grabe fände.

Die Bediensteten der Abtei und das Dorf im Allgemeinen schon immer zum Aberglauben geneigt, waren durch das tragische Ereigniß im Westthurme, durch welchen sie ihren Mr. Guy verloren hatten, nur um so furchtsamer geworden; so daß — als düstere Gerüchte sich verbreiteten (und sie entstanden gleich nach der Katastrophe), daß Guy's Geist keine Ruhe finden könnte — sie ganz bereit waren, denselben Glauben zu schenken.

Wohl ein halbes Dutzendmal in Allem und zu verschiedenen Zeiten seit dem Todesfalle war Guy, Lord von Pomeroy, den Lebenden erschienen. So behauptete man wenigstens steif und fest. Sonderbarerweise war die erste Person, die jene Erscheinung sah, gerade die furchtsame Bridget, ein höchst unglücklicher Zufall für ihre Gemüthsruhe. — Es war noch dazu am Abend des Begräbnißtages, nur wenige Stunden nachdem der unglückliche Lord in sein Grab unter die Kapelle gelegt worden war. Sie schritt denselben Feldweg entlang, auf welchem sie sich jetzt mit den Kindern befand, und in dieser Senkung, bei einem Heuschober sah oder glaubte sie den Verstorbenen zu sehen. Sie verlor den Kopf vor Schrecken und alarmirte die Nachbarschaft durch ihr wahnsinniges Schreien. Zu Hause angelangt, entdeckte sie die Ursache ihres Schreckens: der todte Lord wäre ihr erschienen!

Es ist kaum möglich, die Verwirrung zu beschreiben, in welche diese Aussage die zahlreichen in und außer dem Hause wohnenden Diener der Familie stürzte, das unheimliche Gefühl, das sie

erfaßte, die Nahrung, welche der ihrem Herzen angeborene Aberglaube dadurch erhielt. Die Angst wuchs riesengroß. — Ein oder zwei Tage darauf sah ein anderer Diener dieselbe Erscheinung, beinahe auf demselben Flecke; dem folgte Bardel, der Unterförster, ein feigherziger Mensch (was übernatürliche Erscheinungen anbelangt), welcher durch denselben Anblick beinahe in Krämpfe verfiel. — Viel später, nach mehreren Jahren, wurde die Erscheinung noch ein oder zwei Mal gesehen; das letzte Mal, vor beiläufig zwei Jahren, in der Kapelle zu Pomeroy.

Ein ehrenwerther Mann, Namens Cox, der, seit Jerome seinen Posten niedergelegt hatte, das Haupt der Dienerschaft und verantwortlicher Beschließer der Abtei war, trug eine Botschaft von Miß Joan Pomeroy, welche eben in der Abtei weilte, zu Pater Andrew hinüber. Dies war am siebzehnten Oktober, dem vierten Jahrestage seit Guy's schrecklichem Tode. Dieser Mann nun, wir können nicht umhin, es zu sagen, war bei Weitem nicht so abergläubisch, als die meisten seiner Kameraden; er war sogar eher kühn als furchtsam und getraute sich bei Nacht und Nebel ohne Schaudern über die unheimlichsten Stellen zu gehen.

Cox erreichte das Haus des Priesters, fand aber Pater Andrew nicht darin. Die alte Marget, des Priesters Magd, meinte, er mochte wohl in der Kapelle sein, um noch einige Gebete den vielen hinzuzufügen, die er an diesem Jahrestage zum Himmel gesendet hatte. Sie bot Cox den Schlüssel an, mit dem Bemerken, er könnte, wenn es ihm gefiele, beim Hauptthor der Kapelle hineingehen. — Pater Andrew betrat die Kapelle gewöhnlich durch die kleine Thür der Sakristei, zu welcher er

seinen eigenen Schlüssel hatte. — Cox nahm den Schlüssel und schritt, ohne an etwas Besonderes zu denken, zur Hauptthür herum. Die Nacht war hell, die Sterne strahlten vom wolkenlosen Himmel. — Cox schloß die Kapellenthür auf und trat ein.

In der Kapelle herrschte Finsterniß; von Pater Andrew war nichts zu sehen; kein Laut war zu hören. Plötzlich — als Cox so am Eingange stand, unschlüssig, ob er rufen oder im Finstern zur Sakristei, wo der Priester möglicherweise sein konnte, tappen oder sich entfernen sollte — leuchtete in der Mitte der Kapelle ein schwacher Schein auf (später beschrieb ihn Cox als eine Art Mondhof), und darin erschien plötzlich das Antlitz des verstorbenen Lord, Guy, der auf seinem eigenen Grabe stand!

Wie Cox — so tapfer er sonst von Natur aus war — aus der Kapelle heraus- und zur Abtei zurückgelangte, das erzählte er Niemandem.

Pater Andrew, so stellte es sich heraus, war unterdessen am anderen Ende des Dorfes im Weißen Hause gewesen, wo er einen kranken Diener Mrs. Wylde's besucht hatte.

Die abergläubigste Furcht hatte sich des Haushaltes von Pomeroy bemächtigt, und wenn in dieser Angst und Verwirrung dann und wann ein Wort davon in Mary's Hörweite fiel, so war dies wohl theilweise zu entschuldigen. Mrs. Pomeroy erfuhr nichts davon; der Geist ihres verstorbenen Mannes beunruhigte sie, so viel wir wissen, nicht im Geringsten. Leolin gegenüber wagte es Niemand von dem Geiste zu sprechen; er würde jede Verlautbarung solchen Unsinnes strenge bestraft haben. Joan jedoch war eine Eingeweihte, und glaubte

so unbedingt an die Erscheinung ihres Bruders als Bridget selbst.

„War es denn zu verwundern", so jammerte Joan in ihrem schmerzerfüllten Herzen, „daß der arme Guy nicht ruhen konnte, nach dem unnatürlichen, vorzeitigen Tode, der ihn unvorbereitet und unversöhnt überrascht hatte!"

Flüchtige Schritte verkürzten den Weg; bald hatten der Kinder leichte Füßchen das Nadelholz und die am Waldessaume gelegene Hütte der alten Naomi Rex erreicht. — Naomi, die nur um Weniges älter aussah, als da wir sie zuletzt gesehen, saß im abendlichen Dämmerlichte bei ihrem Thee. — Die Kinder setzten sich ohne Zögern zu Tische und ließen sich bald darauf Naomi's braunes Brod und frische Butter köstlich schmecken. — Unser eigen Brod und Butter schmeckt niemals halb so gut, als gelegentlich dieselbe Kost im fremden Hause.

„Aber Sie sind heute spät gekommen, meine Lieben", sagte Naomi.

„Viel zu spät, Tante", fiel Bridget ein. „Da ist Miß Mary schuld daran, sie blieb so lange in der finstern unheimlichen Kapelle."

„Ich gehe gerne in die Kapelle; ich lese gerne von Papa — in der lateinischen Inschrift", sagte Mary. „Aber Bridget fürchtet sich, den Geist wiederzusehen."

Naomi warf einen erstaunten Blick auf das Kind und dann auf Bridget. „Schneide ihnen noch Brod und Butter auf", sagte sie zu ihrer Nichte. „Ihr möchtet wohl noch etwas, nicht wahr, meine Lieben?"

„Wo ist Ann?" fragte Mary, als sie ihre zweite Schnitte in Empfang nahm.

Sie erfuhr, daß Ann auf der kleinen Lichtung nahe bei war, um Holz zu sammeln, und fort eilte das ruhelose Kind Ann aufzusuchen, indem sie Rupert zurief, ihr zu folgen.

„Wer hat dem Kinde etwas von dem Geiste gesagt?“ fragte Mrs. Rex hastig, als die Kinder aus der Hörweite waren.

„Niemand“, erklärte Bridget bestimmt. „Sie hört da und dort ein halbes Wort und macht sich selbst einen Sinn daraus. Sie ist das gescheuteste, aufgeweckteste Kind, daß du jemals gekannt hast, Tante Naomi.“

„Um desto vorsichtiger solltest du sein. Sprich überhaupt niemals von der Sache. Man muß Acht geben, daß ein Kind nicht in den frühesten Jugendjahren schon furchtsam gemacht werde.“

„Es würde viel dazu brauchen, um die furchtsam zu machen“, entgegnete Bridget. „Sie ist so kühn wie ein kleiner Löwe. Und was das Geistergespräch anbelangt, so werden wir nicht so dumm sein, wieder damit anzufangen. Wir vermeiden es sogar ängstlich, besonders seit uns Mr. Leolin jenen strengen Verweis gegeben hat.“

„Wie und warum geschah dies?“

„Nun, Theresa ging neulich Abends in's Weiße Haus mit einer eiligen Botschaft von Mrs. Pomeroy an ihre Mutter; sie begegnete mir im Gange und forderte mich auf, mit ihr zu gehen. Ich hatte nichts dagegen, da Miß Mary schon im Bette lag und ich frei war. — „Aber ich gehe nicht durch den tiefen Feldweg“, sagte ich ihr, ohne zu ahnen, daß Mr. Leolin auf einer Bank im Hof, seine Cigarre rauchend, saß und uns hören konnte. „Ich traue mich nicht in der Nacht über jenes Feld zu gehen, ich fürchte

den Geist wieder zu sehen" — und so sprachen wir noch eine Weile weiter. — Mr. Leolin mußte wohl verstanden haben, daß es sich um den Geist seines Bruders handelte, daß derselbe die Gewohnheit hatte von Zeit zu Zeit zu erscheinen. War das ein Schrecken, als er hervortrat und uns in seiner hochmüthigen Weise herunterkanzelte! Er nannte uns thöricht wie kleine Kinder, feigherzige Memmen, und verbot uns strengstens solchen Unsinn zu glauben, oder jemals davon zu sprechen. Unsinn nannte er es! Wenn die Herren in der großen Welt gelebt haben, in Frankreich, und wie die Orte alle heißen, so vergessen sie Alles, was ihnen zu Hause gelehrt worden war. Manche werden sogar Atheisten, sagt man."

Mrs. Rex, standhaft im Glauben an alle Geister, die jemals gesehen oder gehört worden waren — wiewohl sie ihre Erfahrungen vor Kindern sorgfältig zu verbergen pflegte — nickte leise zustimmend mit dem Kopfe.

„Die Pomeroys wurden doch im Aberglauben — wie die Ungläubigen es nennen — aufgezogen; sie sogen ihn mit der Muttermilch ein, wie konnte es auch anders sein mit all' den Erfahrungen in der Familie? Mr. Leolin mag den Glauben an die Familientraditionen in der großen Welt etwas verloren haben — aber er wird schon zu ihm zurückkommen — ah, das ist so gewiß als was! Was nun den verstorbenen Lord anbelangt, den armen Guy, so kann ich Zeugniß dafür ablegen, daß er nicht Ruhe findet im Grabe; obwohl ich nicht sagen kann, warum er umgeht und was er haben will. Aber ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen, Bridget."

Nach dem Sehen einer Geistererscheinung selbst ist es wohl das Unheimlichste im Zwielicht dazusitzen und eine befreundete

Person versichern zu hören, sie habe einen Geist gesehen. Bridget schauerte vom Scheitel bis zur Fußspitze.

„Jawohl, ich sah ihn", nahm Naomi ihre Rede wieder auf, während ihre Augen durch das Fenster in die zunehmende Finsterniß zu dringen schienen, „und ich habe es bis jetzt noch Niemandem verrathen, Bridget. Es mag so um zwei Jahre herum nach seinem Tode gewesen sein, und ich kam eben vom Abendsegen heim; es war schon spät. Damals konnte ich es noch zu Wege bringen, an einem schönen Tage in die Vesper zu gehen, jetzt geht's wohl nicht mehr. Pater Andrew's Marget bat mich zum Thee herein, und so war es spät geworden, ehe ich mich dessen versah. Und auf dem Heimwege, dort im engen Thal, gerade am Ende von Mrs. Wylde's Feldweg, sah ich ihn. Es war eine schöne helle Nacht und ich setzte mich auf einen Baumstumpf nieder, um zu rasten. Ich hatte den Kopf voll Sorgen, deiner Schwester wegen; ich fürchtete, ihre Krankheit würde schlecht enden — wie es auch der Fall war, weißt du — und wenn niemals Pomeroys existirt hätten, so hätte ich nicht weniger an den unglücklichen Guy oder an ein anderes Glied der Familie denken können, als eben damals. Plötzlich, wie ich so still dort saß, sprang eine große hohe Gestalt knapp vor mir auf — ich wußte nicht, woher sie gekommen sein konnte. Der Mond fiel hell auf des Mannes Gesicht — auf ein todtes Gesicht, Bridget — und ich erkannte es alsogleich als dasjenige des verewigten Lord."

Bridget hielt im inneren Grauen den Athem an.

„Während ich ihn betrachtete, schien er zu verschwinden — er war fort. O, wie fürchterlich war sein todtes Gesicht anzusehen! Ich schleppte mich mühsam bis hierher, ich wußte selbst nicht,

ob ich noch lebend oder schon todt wäre. Ann wollte durchaus wissen, was mich erschreckt hatte."

„Sagten Sie es ihr, Tante?"

„Ihr sagen! Einem so jungen Mädchen davon erzählen! Ich sagte es überhaupt Niemandem, bis jetzt. Daß die Abendluft kühl gewesen war und ich mich erkältet hatte, das war Alles, was ich ihr sagte. Sie langte die Flasche Holundersaft herab und wärmte mir einen Tropfen davon; meine Zähne schlugen an einander, als ich ihn trank."

IX. Kapitel.

Eine zarte Blüthe geknickt.

„Mußt du heute hineingehen, Leolin?“

„Ich muß, meine Liebe, ich erwarte wichtige Briefe.“

„Aber du gehst ja doch jeden Nachmittag nach der Stadt und es geschieht so selten, daß deine Mühe sich lohnt und du Briefe vorfindest. Sie kommen ja gewöhnlich des Morgens in's Haus.“

„Heute könnten welche dort sein, Anna. Ich sage dir, sie sind wichtig und ich bin besorgt.“

Lady Anna seufzte. Sie saß in ihrem Lieblingswohnzimmer, das ihrem Schlafzimmer gegenüber lag, und hielt ihr drei Wochen altes Kindchen auf dem Schooße. Das Töchterchen war im Monate Juli geboren, etwas weniger als ein Jahr nach Anna's Verheirathung. Anna nahm zusehends an Kräften zu und würde sich unaussprechlich glücklich gefühlt haben, hätte sie nur auch Leolin zufrieden sehen können.

Sich über das sanfte Gesichtchen seines Weibes niederbeugend, küßte er es zärtlich, streichelte das kleine Händchen des schlafenden Kindes und verließ das Zimmer. Anna trug das Kind an's Fenster und sah zu, wie ihr Gatte das Pferd bestieg, das wartend dastand. Als Leolin, gefolgt von seinem Groom, davon ritt, sah er zu ihr empor, nickte und lüftete heiter lächelnd den Hut.

Leolin ritt in die Stadt. — Owlstone war das Ziel seiner täglichen Wallfahrt, und sein Zweck war die Erkundigung nach etwa unter Tags angekommenen und im Postbüreau auf ihn wartenden Briefen; denn Abbeyland hatte noch immer bloß eine Postausgabe des Morgens; was die Nachmittagspost brachte, blieb, wenn es nicht abgeholt wurde, bis zum nächsten Morgen liegen. Vielleicht erinnerst du dich, lieber Leser, wie der arme Guy dann und wann denselben Gang zu demselben Zwecke machte?

Leolin's Manie hatte mit der Zeit nur zugenommen. Alle seine Gedanken, seine Hoffnungen bezogen sich auf den einen Gegenstand; seine ganzen Fähigkeiten und seine Energie widmete er dem einen Zwecke, der ihm am Herzen lag: die Annullirung der Ehe seines Bruders Georg und die Entsetzung des Kindes Rupert von der Herrschaft über Pomeroy. Er stand diesbezüglich in eifriger Correspondenz mit Rom. Einer der Cardinäle des römischen Hofes, der Leolin Pomeroy in vergangenen Tagen gekannt und geschätzt hatte, ward durch Leolin's Vorstellungen so gewonnen, daß er sich seiner Sache warm annahm. Die vielen Fragen über die Einzelnheiten des Falles, die Erkundigungen nach diesen und jenen Artikeln der englischen Gesetze, welche von eben demselben Cardinale oder einem ihn vertretenden Manne brieflich an Mr. Hildyard gerichtet wurden, stellten dessen Geduld auf die härteste Probe.

Aber Leolin fand auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, mehr Unannehmlichkeiten, das heißt, mehr Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Andere Persönlichkeiten um den Vatikan herum, die eben so einflußreich waren als jener Cardinal, standen dem Plane Leolin's entgegen, so daß es Minen und Gegen-

minen gab, Vorstellungen und Gegenvorstellungen; was die eine Partei aufgebaut zu haben glaubte, das riß die andere nieder. Leolin machte, genau genommen, keine Fortschritte. Erfolg war noch keiner zu sehen. Was die ganze Sache noch für ihn erschwerte, war, daß sie im Geheimen betrieben wurde. Seine Correspondenzen waren mit „privat" und „vertraulich" bezeichnet; dann und wann kam auch ein in Ziffern geschriebener Brief, zu welchen Leolin allein den Schlüssel besaß. Die Welt im Allgemeinen, sowohl im als außer dem Hause, wußte nicht, daß Leolin darnach strebte den jungen Lord, zu seinen Gunsten, zu entsetzen. Daß er schließlich triumphiren würde, das glaubte Leolin so gewiß, als die Sonne über ihm schien, denn, so sonderbar dies auch klingen mag, er vertraute der Gerechtigkeit seiner Sache. So verblendet uns die Selbstsucht!

Leolin Pomeroy war von Natur aus ehrenhaft, wahr und gerecht. Die Ansicht jedoch, daß ihm ein großes Unrecht geschehen, hatte sich ganz und gar seiner bemächtigt; daß er allein und nicht jenes fremde Kind das Recht hatte, über Pomeroy zu herrschen; und daher betrachtete er alle Mittel, die er anwenden konnte um den Wechsel der Macht herbeizuführen, als erlaubt. Er wollte nicht einsehen, daß er Rupert's Mutter die Vortheile seiner Residenz in Pomeroy verdankte; nach seiner Meinung war es gerade umgekehrt, sie hatte gar kein Recht hier; sie war der Eindringling, ihr Sohn der Usurpator. Die Abtei gehörte eigentlich seinem Bruder, dem unseligen Wanderer; der zahlreiche Dienerstand (der Leolin ohne Kosten zu Gute kam) gehörte dem Hause an und nicht ihr. Die Einkünfte, von welchen Sybilla ihm einen Theil angeboten hatte, wollte er nicht berühren; sie gehörten weder ihm noch ihr, sondern dem Entfernten — und

auf alle andern Vortheile, welche er in der Abtei genoß, glaubte er ein weit größeres Recht zu haben, als sie.

Ueber diese seine Ansichten hielt er seinem jungen Weibe stundenlange Vorträge und machte sie dadurch ganz unglücklich. Je mehr er darüber sprach, desto klarer wurde ihr die Ungerechtigkeit seines Vorhabens. Sie hatte es ganz aufgegeben, ihm die Sache im rechten Lichte darzustellen, ihn zu beschwören, Georg's kleinen Sohn im ungestörten Besitze seines Erbes zu lassen. Hätte sie in ihrem Drängen nicht nachgelassen, würde sie nur ihr eheliches Glück untergraben haben, ohne andererseits etwas auszurichten. So schweigsam sie sich seit einiger Zeit in Bezug auf den ihr verhaßten Gegenstand verhielt, so ruhig pflegte sie Leolin zuzuhören, wenn er sich über das ihm geschehene Unrecht und die Hoffnungen, die er für die nächste Zukunft hegte, ausbreitete, daß er sie schon für seine Ansicht der Sache gewonnen zu haben glaubte.

Zwischen Leolin mit seiner Frau und der Lady von Pomeroy wurde ein Schein gesellschaftlicher Höflichkeit aufrecht erhalten. Die Damen statteten sich zu besonderen Gelegenheiten Staatsvisiten ab. Anna schätzte Sybilla ungemein und würde sich, wenn es halbwegs angegangen wäre, gerne herzlicher benommen haben. — Mrs. Pomeroy zeigte sich beiden Parteien gegenüber ziemlich umgänglich — so umgänglich heißt das, als sie seit Guy's Tode sein zu können schien. — Die glücklichsten Zeiten waren die, in welchen sich Joan in der Abtei zum Aufenthalte befand. Gemüthliche Familienversammlungen waren dann nicht selten, und die allgemeine Steifheit löste sich beinahe in herzliche Freundlichkeit auf.

Joan hatte ihrem Bruder gerade heraus gesagt, er sollte sich

schämen, so feindlich Sybilla und ihrem Kinde gegenüber dazustehen — und sie würde, so lange sie im Hause weilte, schon Sorge tragen, daß er die Herzlichkeit zwischen Sybilla und seinem Weibe nicht störte — eine Herzlichkeit, die ohne seinen Einfluß immer fortbestehen würde. — Man kann nicht Alles nach seinem eigenen Willen haben. Leolin gab daher seiner Schwester sehnlichem Wunsche nach und duldete die Familien-Theepartieen in seiner Wohnung und drüben in Sybilla's Flügel.

Das Räthsel bezüglich des Geldes, welches, nach Leolin's Ansicht, Georg erspart haben mußte, war bis dato noch ungelöst geblieben. — Einmal war er so weit gegangen, Sybilla eine Frage darüber zu stellen. Dies war bei der Gelegenheit geschehen, als er sich auf ihr Ersuchen zu ihr begeben hatte, eine Angelegenheit der Abtei zu besprechen, über welche sie seinen Rath einzuholen gewünscht hatte.

Nachdem die diesbezügliche Conferenz beendet war, fragte Leolin plötzlich:

„Was fing Georg mit seinem Einkommen an? Er kann es doch unmöglich verzehrt haben. — Nach meiner Ansicht wenigstens kann er es bei seinem zurückgezogenen Leben nicht ausgegeben haben."

„Ich denke, er gab es aus", erwiederte Sybilla gelassen. „Ich glaube, er gab Alles aus."

„Wofür?" fragte Leolin nach einer Pause.

„Das weiß ich wirklich nicht. — Georg legte mir nicht Rechnung über alle seine Ausgaben ab."

„Legte er es zurück? — Einen Theil desselben doch?"

„Sehr wenig, glaube ich."

„Aber es ist unbegreiflich", fuhr Leolin hartnäckig fort. —

„Die ganzen Einkünfte von Pomeroy — und nicht mehr hinterlassen zu haben als jene unbedeutende Summe! Ich kann es nicht verstehen."

„Und ich kann Sie in diesem Punkte nicht aufklären", schloß Sybilla. „Die Summe, die Georg mir zurückließ, war Alles was er zu hinterlassen hatte — so viel ich weiß."

Natürlich konnte Leolin nichts Anders thun, als den Gegenstand fallen lassen. Aber die Sache blieb ihm im Gemüthe wie ein ungelöstes Räthsel, ein undurchdringliches Geheimniß. — Jedoch kehren wir zur Gegenwart zurück.

Lady Anna sah, mit ihrem schlafenden Kinde am Fenster stehend, ihrem Manne nach, wie er die leichte Senkung herabritt und sein Pferd auf die Straße nach Owlstone lenkte. — Es war ein tief betrübter Blick, den sie ihm nachschickte. Sie wünschte, o wie innig wünschte sie, Leolin's bessere Natur möchte die Oberhand gewinnen; er möchte zur Einsicht gelangen und den kleinen Lord in Frieden lassen.

„Tante Anna, wir kommen uns das Baby anzusehen!" unterbrach Mary's Stimme ihre trüben Gedanken, als sie sich eben wieder niedergelassen hatte. Mary flog in ihrer gewöhnlichen freien Weise unangemeldet mitten in's Zimmer hinein. „Rupert wollte nicht kommen, aber ich brachte ihn gewaltsam hierher. Weißt du, Tante, er fürchtet sich vor Onkel Leolin; aber wir sahen ihn eben nach Owlstone fortreiten."

„Du mußt dich nicht vor Onkel Leolin fürchten", sagte Anna aufmunternd zu dem Knaben, indem sie ihn freundlich bei der Hand nahm. — Welch' ein schönes, edel aussehendes Kind er war (sie konnte nicht umhin bei sich diese Bemerkung zu machen); welche schlanke, anmuthige Gestalt, welch' liebliches, feines Ge-

ficht, mit so regelmäßigen Zügen und der durchsichtigen Gesichtsfarbe! — „Onkel Leolin wird dir nichts thun", fügte sie hinzu.

„Er möchte es aber doch gerne", fiel Mary ein, die in der Rede eben so kühn als Rupert zurückhaltend war. „Onkel Leolin haßt ihn, weil er der Lord von Pomeroy ist. Er möchte ihn wohl gerne schlagen."

„Still, still, Mary", sagte Lady Anna. „Sieh nur, du weckst mir das Kind auf. Du sprichst zu viel."

Rupert beugte sich über das Kind. Es war ein liebliches kleines Ding, das seiner Mutter ähnlich sah; es hatte dieselben offenherzigen blauen Augen.

„Wie lieb es ist!" rief Rupert, „darf ich es küssen?"

„Ja natürlich darfst du das", sagte Anna.

Er neigte sich und berührte zart mit seinen Lippen des Kindchens kleines Gesichtchen. Dann nahm er sanft das kleine Händchen in seine beiden Hände und hielt es eine Weile.

„Ich will sie so sehr lieb haben, Lady Anna, — wenn ich darf."

„Mein lieber kleiner Junge, gewiß darfst du es — und ich hoffe auch, du wirst die Kleine lieb haben", erwiederte Anna. „Aber du solltest mich Tante Anna nennen und nicht Lady Anna. Das klingt so fremd."

Des Knaben Gesicht wurde dunkelroth. — Vor kaum einer Woche hatte ihn Leolin bei seiner Wohnungsthür begegnet und ihn strenge gefragt, was er da zu suchen habe. — Seine Mama hätte ihm erlaubt, sich zu erkundigen, wie Tante Anna sich befände — antwortete der Knabe mit jener Schüchternheit, deren er sich in Gegenwart Leolin Pomeroy's nicht erwehren konnte. Und Leolin gab ihm einen hochmüthigen Verweis. Seine Frau wäre

die Lady Anna und nicht Tante Anna. — Der arme Rupert zog sich mit hochklopfendem Herzen eiligst zurück.

„Wie wird ihr Name sein?“ fragte Mary.

„Ich weiß es noch nicht bestimmt. Ich möchte sie Isabel nennen; aber dein Onkel Leolin wünscht sie Anna genannt zu sehen.“

„Ich würde Onkel Leolin nicht fragen“, rief das kleine Dämchen. „Ich würde sie nennen, wie ich wollte.“

Sie wurden durch den Eintritt des Kammerdieners unterbrochen. — Die Lady von Pomeroy befand sich unten in der Halle und ließ anfragen, ob Lady Anna ihren Besuch empfangen könne.

Natürlicherweise bejahte Anna sehr erfreut. Mit heiter willkommenden Blicken erhob sie sich, Sybilla zu begrüßen. — Die Lady von Pomeroy sah in ihrem schweren schwarzen Seidenkleide, deren lang auf dem Boden nachziehende Schleppe ihre Gestalt noch vergrößerte, so königlich aus, wie immer. Sie erwiederte den freundlichen Gruß Lady Anna's mit demselben treuherzigen Blicke und einem zärtlichen Händedruck.

Wie angenehm verbrachten sie den Nachmittag: Sybilla, Anna, die beiden Kinder und das stille Baby. — Das Letztere verhielt sich so still, daß Sybilla innerlich an dessen Wohlsein zweifeln mußte. — Anna befahl den Thee aufzutragen, und sie nahmen ihn zusammen ein. — Als später das Kind von seiner Wärterin fortgetragen wurde, küßte es Rupert nochmals zärtlich. — Wie glücklich wäre Anna gewesen, immer in so freundlichem Verkehr mit der Lady von Pomeroy zu leben — und wie gerne wäre Sybilla ihrer Freundschaft entgegen gekommen! — Das fühlte Jede von ihnen im innersten Herzen.

„Ich danke Ihnen für diesen angenehmen Besuch", sagte Lady Anna, als sie beim Abschiede Lady von Pomeroy's Hand fest in der ihrigen hielt. „Es geschieht so selten, daß Sie und Ihr kleiner Sohn in den Nordflügel kommen."

„Es ist so selten, daß ich es wagen kann", erwiederte Sybilla mit leisem Nachdruck.

Anna verstand es und eine peinliche Röthe überzog ihr Gesicht. „Es wird Alles anders werden mit der Zeit — ich fühle mich dessen sicher", sagte sie mit Eifer. „Es war wohl eine große Enttäuschung für ihn, wie Sie sich wohl denken können."

„Ja, ich weiß das!" erwiederte Sybilla. „Sie haben Recht, es wird Alles gut werden — mit der Zeit."

Ein fester Druck der noch vereinten Hände; noch ein ver=trauungsvoller Blick aus Beider Augen, und die Lady von Pomeroy verließ Lady Anna und zog sich mit den beiden Kin=dern zurück.

„Welch' herrliche Nachrichten!" schrie Leolin beinahe auf.

Er saß beim Frühstücktische und las einen eben angekommenen Brief. — Es war am Morgen nach jenem Ritt nach Owlstone, von welchem wir oben berichtet haben. Der Ritt hatte keine Früchte getragen; auf der Post lagen keine Briefe für Pomeroy. — Dieser Brief, den er nun eben mit den Augen überflog, kam diesen Morgen von Rom, von seinem Freunde daselbst.

„Herrliche Nachrichten!" wiederholte er aufstehend, um mit dem Briefe in der Hand sein Weib aufzusuchen. Anna war noch kaum wohl genug, um mit ihm frühstücken zu können; sie nahm das Frühstück in ihrem Schlafzimmer ein.

„Solch' prächtige Nachrichten, Anna!" war sein Gruß, als er

sie gefunden hatte. — „Da ist ein Brief meines guten Freundes in Rom. Der päpstliche Hof hat beschlossen, jene Heirath null und nichtig zu erklären." ?!

Anna war noch nicht angekleidet, sondern in einen weißen Schlafrock gehüllt; sie beugte sich über den Wiegenkorb ihres Kindes. — Sie wendete jetzt Leolin ihr Gesicht zu — dessen trauriger Ausdruck seine Freude etwas dämpfte.

„Komm und sieh das Baby an, Leolin. Die Wärterin glaubt, sie ist nicht wohl. — Sieh' nur, wie still sie da liegt mit halb offenen Augen."

„Vielleicht die Zähne", meinte Leolin, der nicht im Geringsten wußte, ob ein dreiwöchentliches Kind Zähne bekommen könnte oder nicht. „Sende zu Norris, wenn du glaubst, daß sie nicht wohl sei. — Aber sind das nicht gute Nachrichten, Anna?"

Er kehrte zu seinem Frühstück zurück und schwelgte in entzückenden Vorahnungen alles dessen, was er thun wollte, sobald er wieder der Lord von Pomeroy wäre. — Des Kindes Unpäßlichkeit entschwand dabei ganz seinem Gedächtnisse.

Aber ehe die große Schloßhofuhr Mittag läutete, war der Nordflügel der Abtei in Unruhe versetzt.

Das Kindchen lag in Convulsionen. Mr. Norris gab nur geringe Hoffnung auf sein Leben. Pater Andrew wurde in größter Eile gerufen und taufte das Kind auf den Namen Isabel.

Noch einige Stunden des jungen Lebens, und als das abendliche Zwielicht in nächtliche Dunkelheit überging, verließ der Geistesfunke seine kleine irdische Hülle und kehrte in die Hände seines Erschaffers zurück.

Anna's Schmerz war groß. Leolin betrauerte sein Kind, aber nicht in dem Grade wie dessen Mutter; vielleicht war dies

nur natürlich. Beileidsbezeugungen kamen aus den anderen Theilen der Abtei in den Nordflügel. Das Beileid der Lady von Pomeroy war in einem theilnehmend gefühlvollen Briefe ausgedrückt; Mrs. Pomeroy schickte in ceremoniöser Weise ihre Karte mit einigen darauf geschriebenen Worten des Beileids.

Aber an dem Tage nach dem Tode des Kindleins, als Leolin mit Pater Andrew zur Kapelle gegangen war, um den kleinen Platz zur Beerdigung auszuwählen, stahl sich Rupert zum Haupteingang des Nordflügels, läutete sachte an und fragte, ob er Lady Anna sehen dürfte. Er trug eine zarte weiße Blume in der Hand und seine Kleidung war von schwarzem Sammet.

„Ich glaube nicht, daß Milady Sie empfangen wird, Sir", sagte Cox, welcher dem Knaben die Thür geöffnet hatte. „Wie Sie wissen, Sir, ist sie in großer Trauer."

„Ja, ich weiß; aber wenn ich sie doch vielleicht sehen könnte!" drängte Rupert. „Möchten Sie sie nicht doch fragen, Cox?"

Rupert blieb an der Thür stehen und Cox entfernte sich, um die Anwesenheit des Knaben anmelden zu lassen; er sandte zugleich als Zusatz die Frage hinein, ob er den kleinen Lord fortschicken sollte. Aber Lady Anna befahl den Kleinen einzulassen.

Mit Thränen in den Augen betrat sie das Wohnzimmer, und Thränen standen in denjenigen Rupert's, der ihr entgegen kam. Anna küßte den Kleinen schweigend.

„Ich wollte Ihnen sagen, wie sehr es mir leid thut", begann Rupert. „Aber — ich bitte, weinen Sie nicht zu viel, sie ist ja in den Himmel gegangen."

„O jawohl", antwortete Anna in Thränen ausbrechend. „Wenn es nur Gott gefallen hätte, sie uns noch eine kleine Weile zu lassen!"

„Ich habe dies für sie gebracht“, fügte Rupert hinzu, schüchtern seine Blume anbietend. „Wollten Sie wohl es ihr in die Hand geben? Die Blume ist ganz weiß, und Mama sagt, sie ist jetzt weiß gekleidet unter den Engeln.“

Anna nahm die Blume aus seiner Hand. Das liebenswürdige Kind an ihre Brust ziehend, weinte sie an dessen Halse. Welch ein weiches, gutes Herz er hatte, dieser kleine Lord von Pomeroy!

X. Kapitel.

Nach längerer Zeit.

Die moosbedeckten Mauern der Abtei von Pomeroy ragten in dem glänzend hellen Scheine des Oktober=Mondes, der beinahe voll am wolkenlosen Himmel stand, in ihrer ganzen düstern Groß=artigkeit empor. Ein stürmischer Tag war einem ruhigen Abende gewichen; die Luft war erfrischend angenehm. Der Fichtenwald erhob sich in unheimlicher Dunkelheit auf jenem Hügel drüben; die See glänzte in der Entfernung wie Milliarden flüssiger Dia=manten.

Zwischen dem Wachtthurme und der Abteifront schritt Leolin Pomeroy, gleichgültig seine Nachtisch=Cigarre rauchend, gemesse=nen Schrittes auf und ab. Jedoch so gleichgültig seine Haltung sein mochte, sein Geist war nichtsdestoweniger unnatürlich rege. Ueber ihm befanden sich die Fenster des Südflügels, mehrere davon erleuchtet, andere in tiefem Schatten liegend. Der finster drohende Blick, welchen er von Zeit zu Zeit zu ihnen hinaufsandte, zeugte davon, daß seine Gedanken nicht eben angenehmer Art waren.

Seit den in den vorigen Kapiteln erzählten Ereignissen war die Zeit vergangen; die Zeit vergeht, ob wir es wollen oder nicht. Vorwärts, vorwärts und immer vorwärts eilt der nie rastende Strom und reißt uns selbst mit der Ewigkeit zu. — Von der

Zwischenzeit ist nicht viel zu erzählen; die Abtei von Pomeroy und deren Bewohner sind noch ziemlich auf demselben Standpunkte, auf welchem wir sie zuletzt gesehen.

Wir erinnern uns, daß Leolin damals gerade, erfreut über die ihm günstigen Nachrichten aus Rom, jubelte. Aber jene Nachrichten erwiesen sich als falsch, jedenfalls als sehr verfrüht. Ob nun der Freund in Rom, in seinem Feuereifer für Leolin's Sache, zu sanguinisch in seinen Hoffnungen gewesen war, oder ob er selbst getäuscht worden, das ergründen zu wollen wäre verlorene Mühe; so viel jedoch Leolin wußte — und er erfuhr es bald genug — war das Urtheil zu seinen Gunsten noch nicht gefällt worden. Der römische Cardinal war so sehr für Leolin gestimmt als je; aber es gelang ihm nicht die Annullirung jener Ehe herbeizuführen. Bis jetzt war noch nichts erzweckt; die Ehe Georg Pomeroy's stand noch in voller Gültigkeit vor dem Gesetze da.

Nur um so mehr Grund, so argumentirte Leolin, zu verdoppelter Kraftanstrengung von seiner Seite. Seine Sache schien ihm mit jedem Tage an Gerechtigkeit zu gewinnen, das erlittene Unrecht immer himmelschreiender zu werden. Inzwischen war ihm ein zweites Töchterchen geboren worden, jedoch auch wieder gestorben wie das erste. Nun gab es wieder ein wenig Monate altes Kind im Nordflügel: ein Sohn, der, nach dem alten Lord, Hugh genannt worden war. Schon seit der Geburt dieses Kindes litt Lady Anna an einem schleichenden Fieber, befand sich aber in diesem Augenblicke etwas besser und kräftiger. Leolin konnte in seinem innersten Herzen diesen seinen kleinen Sohn nur als den rechtmäßigen Erben von Pomeroy ansehen, und daher haßte er jenen Knaben Rupert, der sich anmaßte, was von Rechtswegen nicht sein gehören sollte, mehr als je.

Aber dies war nicht die Sorge, die Leolin's Gemüth in diesem Augenblicke am meisten bedrückte, obwohl sie Ausgangspunkt und Anfangsursache aller folgenden größeren und kleineren Verlegenheiten war. Was diesen Abend seine Gedanken beschäftigte und seine Stirne runzelte war ein Uebel, an welchem viele mehr oder weniger gelitten haben — Geldmangel. Man kann einen geheimen Prozeß nicht ohne Geld fortführen. Bevollmächtigte, Sachwalter, Boten und Zwischenträger, Alles will bezahlt sein. Leolin's Einkommen war, wie der Leser weiß, ein verhältnißmäßig geringes. Es war in der That für einen Mann in seiner Lebensstellung sehr schmal zugemessen. Lord Essington gab ihnen fortgesetzt die bestimmte Zulage und ließ nebstbei noch hie und da, wenn er sich einige Zeit mit seiner Tochter beisammen fand, eine Zehn- oder Zwanzigpfundnote in deren Hand schlüpfen. Aber bei Leolin's unglückseligem Hange, Alles in den Abgrund jenes höchst ungerechten und fruchtlosen Prozesses zu schleudern, war dies Alles nur wie ein Tropfen in's Meer. Es ist kein Wunder, daß er in Verlegenheit gerathen war.

Geldverlegenheit war die Sorge, die, Alles überwiegend, heute Leolin Pomeroy's Herz bedrückte und seinen Zorn gegen den Südflügel wach rief. — Daß sie, die den Flügel da über seinem Haupte bewohnte, die sogenannte Lady von Pomeroy, so viel besaß und er so wenig! — Das Einkommen, das ihm Sybilla anbot, wies er hartnäckig in seiner hochmüthigsten und beleidigendsten Weise zurück; — und doch begehrte er heiß und sehnsüchtig das, was ihr gehörte. — Und was, in aller Welt, sie mit dem vielen Gelde anfing, konnte er nicht einmal begreifen.

Die letztere Frage hatte er sich oft vergebens gestellt. Daß Sybilla in geringerem Staate lebte, als jemals die herrschende

Wittwe eines Lord von Pomeroy gelebt hatte, das war der Welt bekannt. Kaum ein Zehntel, meinte er — sicherlich nicht den vierten Theil dessen, was ihr gehörte — hatte sie verzehrt, oder richtiger gesagt, von dem was ihrem Sohn gehörte, obwohl Georg Pomeroy ihr die unumschränkte Verwaltung der Güter und Einkünfte überlassen hatte. — Wohin kamen die jährlichen überflüssigen Tausende?

Niemand schien zu wissen, wohin das Geld kam oder was damit geschah. James Knox, Sybilla's Gutsverwalter, wußte nichts darüber zu sagen, noch erfuhr Hildyard etwas davon; Leolin aber am allerwenigsten. — Mr. Hildyard — den, nebenbei bemerkt, schwerer Kummer getroffen hatte — fuhr fort in Leolin's geheimem Prozesse zum Nachtheile des kleinen Lords zu handeln, jedoch nur gezwungener Weise. Es würde nichts genützt haben, hätte er die Sache von sich geschüttelt; so arbeitete er gegen seinen Wunsch, willenlos, nach Leolin Pomeroy's Instructionen. Man könnte sagen, Letzterer verbrachte nahezu die Hälfte seiner Zeit auf dem Wege zwischen der Abtei und London; er schien nie Rast und Ruhe zu finden, außer in langen Consultationen mit seinem Sachwalter oder anderen Rechtskundigen. Während einem seiner letzten Aufenthalte in London — er war auch jetzt soeben erst von dort angekommen — hatte er eine überraschende Auskunft erhalten.

Sie kam ihm ganz zufällig und unerwartet von Seite eines Banquiers, mit welchem er ein gleichgültiges Gespräch führte. — Die Lady von Pomeroy, so hörte er, legte jährlich große Summen bei Seite, jedoch nicht in ihrem Namen, noch im Namen ihres Sohnes; sondern sie legte das Geld auf denjenigen eines gewissen Thomas Barkley an.

Leolin Pomeroy brauchte nicht lang, um sich klar zu machen, daß dieser Thomas Barkley jener Major Barkley sein mußte, welcher in Indien Georg's intimer Freund gewesen war. — Sein Vorname war in der That Thomas. Nach Georg's Tode hatte Major Barkley den Dienst verlassen und seither einen großen Theil seiner Zeit auf Reisen im Auslande zugebracht; zweimal jedoch war er nach Pomeroy zu Sybilla und ihrem kleinen Sohne auf Besuch gekommen. Während seiner kurzen Besuche in Pomeroy, hatte sich Leolin herabgelassen, der Lady von Pomeroy Einladung zu Tische anzunehmen, und so den Major kennen gelernt, der auf ihn den besten Eindruck gemacht hatte. Er schien ihm ein gescheuter, rechtlicher, gebildeter Mann zu sein, ein Gentleman durch und durch. — Aber warum sollte dieser Mann durch die Einkünfte der Pomeroys bereichert werden? Was sollte das bedeuten? — Als Leolin Pomeroy so auf- und abschritt — der Mond goß sein volles Licht über ihn und seine Umgebung, und an sein Ohr drang durch die Stille der Nacht das leise Murmeln der glitzernden Meereswellen — spann er sich in Gedanken einen hübschen kleinen Roman aus, der ihm seine Zweifel zum großen Theil löste.

„Sie muß in Barkley's Gewalt sein — das hinterlistige, betrügerische Weib! — Das scheint mir gewiß", sprach er zu sich selbst, in so respectwidriger Weise auf die Lady von Pomeroy anspielend. — „Ob wohl ihr Agent, Knox, etwas davon weiß? Ich habe beinahe Lust, ihn gerade auszufragen. Schande und Schmach!! Ich darbe — und sie verschwendet ungeheure Summen an jenen..... Ah! guten Abend, wünsche ich Ihnen, Pater!"

„Sind Sie es oder Ihr Geist?" rief Pater Andrew, in seiner alten lustigen Weise. Er war, seit wir ihn nicht gesehen haben,

noch stärker und röther geworden. Eiligen Schrittes von der Richtung der Kapelle kommend, stieß er plötzlich auf Leolin Pomeroy. „Ich dachte, Sie wären in London!“

„Ich kam vor einer Stunde nach Hause“, sagte Leolin, den Rest seiner Cigarre von sich werfend.

„Ich war eben in der Kapelle, um nachzusehen, ob die schwarzen Draperien und alles Uebrige für den morgigen Tag in Ordnung sei“, bemerkte der Priester. Diese Worte brachten Leolin zur Erinnerung, was er vielleicht für den Augenblick vergessen hatte — daß man nämlich am Vorabende eines großen Trauertags für die Familie Pomeroy stand: des Jahrestages des schrecklichen Ende Guy's, Lord von Pomeroy.

„Eine schöne Nacht!“ sagte Leolin.

„Jetzt noch. Aber mir gefallen jene Wolken über dem Walde nicht: sie bringen stürmisches Wetter arger Art mit sich. — Ich bin auf dem Wege zu Lamb“, fügte der Priester hinzu. „Seiner Mutter geht es schlechter. — Wie finden Sie, daß Lady Anna aussieht?“

„Prächtig. Sie sagte mir, sie wäre heute ausgegangen.“

Sie gingen im Gespräche mit einander bis zur Frontseite der Abtei, dann setzte der Priester seinen Weg fort und Leolin blieb stehen, um sich eine andere Cigarre anzuzünden. Den Rauch von sich blasend, nahm er den Faden seiner Gedanken, den Pater Andrew gestört hatte, wieder auf.

„Ich werde mit Knox sprechen. — Weiß nicht, ob's viel nützen wird. Er zeigt sich niemals sehr mittheilsam, was die Angelegenheiten und Geschäfte seiner Gebieterin anbelangt — er hat wohl ihre genauen Befehle, wie viel er verrathen darf, vermuthe ich. — Und wenn..... Wer ist denn das? Knox selbst! En parlant

du diable, on voit ses cornes. Was mag er um diese Stunde hier wollen?"

James Knox näherte sich mit schnellen Schritten den Thoren der Abtei und verschwand bald hinter denselben. Leolin folgte ihm in das Geschäftszimmer und fand ihn bei dem Lichte einer einzigen Kerze, über sein großes Pult gebeugt, eifrig in seinen Papieren umhersuchend.

„Sie sind noch spät Abends bei der Arbeit", lautete Leolin's Gruß.

James Knox lachte. Er war ein angenehmer Mann und ein Gentleman von Geburt — wenn er auch nun der Agent oder Verwalter der Lady von Pomeroy war; ein kleiner dunkelhaariger Mann, mit glänzenden braunen Augen. — In vergangenen Tagen hatte er und die Söhne Pomeroy's als Kinder mit einander gespielt.

„Ich bin nicht bei der Arbeit", erwiederte er. „Ich nahm, wie ich dachte, eine Rechnungsliste in der Tasche mit nach Hause, die ich heut' Abend noch bequem durchsehen wollte; aber als ich heim kam, hatte ich sie nicht mehr; ich konnte sie in keiner einzigen meiner Taschen finden. — Man verliert nicht gerne seine Sachen, Mr. Leolin, und so kam ich wieder zurück, um nachzusehen, ob das Papier nicht doch vielleicht hier zurückgeblieben sei."

Leolin setzte sich in der Nähe des Schreibtisches nieder, auf denselben Platz, auf welchem ihn der Leser schon einmal im Gespräche mit John Gaunt gesehen, als Leolin glaubte Lord von Pomeroy zu sein. Knox suchte noch immer erfolglos unter den Papieren der verschiedenen Fächer.

„Was kann ich nur mit dieser Liste gemacht haben!" rief er.

„Hier ist sie auch nicht. Ich hoffe, kein Leichtfinger stahl mir sie auf dem Heimwege aus der Tasche."

„Ist's ein Schriftstück von Bedeutung?"

„Nun, das gerade nicht. Aber ich muß es noch einmal heraus=schreiben. Es war die Liste der Pachtzinse und anderer in diesem Jahre eingelaufener größerer und kleinerer Gelder."

„Da wir von Pachtzinsen sprechen, — die Einkünfte dieser Güter müssen sich ja immer verbessern", bemerkte Leolin nach=lässig.

„Ja, in der That. Es kam schon zu Ihres Bruders Georg Zeiten Alles in's Gleichgewicht. — Gaunt that Wunder für Pomeroy."

„Ja, er wußte, für wen er arbeitete", war Leolin's Ant=wort, in einem nichts weniger als freundlichen Tone gegeben. „Aber was alle diese guten Einkünfte anbelangt — und sie sind bedeutend — was fängt meines Bruders Georg Wittwe damit an?"

James Knox wendete seine Augen — und es waren ehrliche Augen — Leolin offen zu. „Ich weiß es nicht", antwortete er; „sie sagt mir nicht, wie sie sie verwendet. Natürlich verzehrt sie sie nicht."

„Sie verzehrt nicht den zehnten Theil davon, meinen Sie wohl", entgegnete Leolin ungeduldig. „Aber, Knox, in Ihrer Stellung hier im Hause müssen Sie doch wissen, was sie damit thut."

„Ich versichere Ihnen das Gegentheil; ich weiß nichts. Die Gelder werden von mir der Bank in Owlstone übergeben, und das ist Alles, was ich damit zu thun habe. Wahrscheinlich hin=terlegt die Lady von Pomeroy dieselben bei Mr. Hildyard."

„Als Anlage — glauben Sie?"

„Natürlich, als Anlage. — Sie wird doch so viel Geld nicht todt liegen lassen."

„Nun denn, Knox, ich kann Ihnen sagen, daß gar nichts Mr. Hildyard übergeben wird. Nein, nicht ein einziges Sechspencestück. Hildyard ist darüber so sehr im Dunklen als ich. — Er war gut genug dafür, meines Vaters Geschäfte zu leiten, und für meine Brüder, den armen Guy und Georg; aber es scheint, er ist es nicht für die jetzt hier herrschende Lady. — Es muß Jemand anderes sein, der ihre Geldgeschäfte besorgt, Hildyard hat nichts für sie zu thun."

Mr. Knox schüttelte den Kopf. — Dies war nicht seine persönliche Angelegenheit; er wünschte nicht, sie zu der seinigen zu machen, oder auch nur davon zu sprechen. Mit allem Eifer begann er wieder nach seiner verlorenen Liste zu suchen.

„Hat dieser Barkley etwas mit den Geschäften hier zu thun?" nahm Leolin das Gespräch wieder auf.

„Barkley? — Welcher Barkley?"

„Major Barkley, der ehemalige Freund meines Bruders Georg. Sie müssen sich seiner erinnern, Knox."

„Ah ja, nun erinnere ich mich — Major Barkley. Er war ein oder zwei Mal hier in der Abtei zu kurzem Aufenthalte. — Aber mit unsern Geschäften hier hat er sicherlich nichts zu thun. Wie sollte er auch? — Und wie könnte er denn? — Jetzt ist er im Ausland."

Leolin wollte Knox nicht mittheilen, was er in London erfahren hatte. Knox, der endlich das Suchen nach der unfindbaren Liste aufgab, schickte sich an, das Pult zu verschließen.

„Sind Sie dessen gewiß, Knox, daß er hier nichts zu thun hat?" fragte Leolin beharrlich weiter.

„Was sollte er zu thun haben?“

„Daß er seine Hand im Spiele — bei den aufgehäuften Pomeroy=Schätzen — hat.“

„Gewiß nicht! — so viel ich weiß und glaube.“

„Er ward, wie Sie wissen, von Georg zum Testamentvollstrecker eingesetzt“, fügte Leolin hinzu, als suchte er seine sonderbaren Fragen damit zu begründen.

„Ja, aber seine Geschäfte, bezüglich der Nachlassenschaft, haben schon vor langer Zeit ihren Abschluß erreicht“, lautete des Verwalters Antwort, und hierauf empfahl und entfernte er sich.

Während Leolin seine Cigarre zu Ende rauchend unterm Thorbogen stand, sah er einen herannahenden Wagen, dessen Laternen wie zwei große Sterne glänzten. Jeffs saß auf dem Kutschbocke, woran Leolin erkannte, daß der Wagen derjenige der Lady von Pomeroy sein mußte, welcher, ohne Zweifel, seine Schwester Joan nach Hause brachte, die im nahen Kloster auf Besuch bei der Vorsteherin geweilt hatte. — Sie kam nun zu der morgigen Trauerfeier und wurde der Gast Sybilla's.

Leolin verweilte, um seine Schwester zu empfangen. — Und dann, nachdem sie sich begrüßt hatten und Joan das Haus betrat, kehrte er zu seinem einsamen Spaziergange zurück; — das Räthsel, Major Barkley und die Pomeroy=Gelder betreffend, gewann wieder in seinen Gedanken die Oberhand.

Das Herbstwetter war in diesem Jahre mild und angenehm gewesen; die Sonne hatte hell geschienen, die Luft ihre Wärme nicht eingebüßt, bis zur Mitte des Monats Oktober. Aber mit dem heutigen Tage war winterliches Wetter eingetreten.

— Der Himmel war dunkel umwölkt, ein scharfer, kalter Wind sauste bald in fürchterlich gewaltigen Stößen dahin, bald jammerte er wehklagend durch die Aeste der erschauernden Bäume. — So hatte das Wetter seit dem frühesten Morgen an gedauert.

Nach und nach senkte sich das Zwielicht herab. — In einem der Wohnzimmer des Südthurmes saß die Lady von Pomeroy mit ihrer Schwägerin Joan im traulichen Gespräche; Beide waren in tiefe Trauer gekleidet, wie dies seit Jahren an diesem Tage ihre Gewohnheit war. Dieses mit größter Eleganz ausgestattete Gemach hatte die Aussicht auf den Schloßhof.

„Wie der Wind heult!“ rief Miß Pomeroy zusammenschauernd aus, als eben ein Windstoß den Thurm in seinen Fundamenten erschüttern zu wollen schien. „Sybilla, es wundert mich, daß du an solch stürmischen Abenden dieses Thurmzimmer den andern Gemächern deines Flügels vorziehst.“

„Es ist doch noch angenehmer als die anderen, Joan. Die Salons dieses Flügels sind zu groß, daher unheimlich, und ihre Fenster sehen auf den schwarzen Wald überm Hügel, dessen dunkle Bäume sich ächzend vor dem Winde beugen. Ich finde, Bäume bieten einen höchst melancholischen Anblick, wenn der Wind mit diesen eigenthümlichen, unterirdischen Tönen durch ihr Geäste fährt. Von diesem Zimmer — wenn auch der Wind daran rüttelt — sehen wir doch wenigstens auf den Hof und die vielen Lichter, nebst den verschiedenen anderen Anzeichen regen Lebens im Hause, es ist deshalb heimlicher.“

„Ich habe beobachtet, daß der Wind an diesem Tage immer mit solch' unnatürlicher Heftigkeit auftritt“, sprach Joan weiter, in einem Flüstertone, als fürchtete sie ein Echo ihrer Worte. „Es ist gerade, als ob die Verstorbenen wiederkehrten.“

„Was, Joan? Was meinst du mit diesem Tage?“ fragte schnell die Lady von Pomeroy.

„Es ist der siebzehnte Oktober“, erwiederte Miß Pomeroy, sich bekreuzigend.

„Das weiß ich wohl. — Haben wir nicht die Andachten in der Kapelle mitgemacht? Halten wir den Tag nicht als den größten Fast- und Trauertag, den wir kennen? — Aber, Joan, spreche nicht vom Wiederkehren der Verstorbenen! — Du solltest den Pomeroy-Aberglauben abschütteln.“

„Es sind nun neun Jahre seit jener Schreckensnacht verflossen; vier von den Jahrestagen habe ich in der Abtei zugebracht, und jedesmal war es ein derartiger, ungewöhnlicher Sturmtag. So ein Tag allein schon genügt, um abergläubische Gefühle wachzurufen.“

„Nicht doch, Joan — nur dann, wenn man schon überhaupt dazu geneigt ist. Aber du scheinst deine Ansicht vom „Wiederkehren der Todten“ mit diesem besonderen Tage in Verbindung zu bringen.“

„Das thue ich“, seufzte Joan.

Daß dieser Tag vor neun Jahren ein Schreckenstag war, der sich dem Gedächtnisse der Familie unauslöschlich einprägen mußte, läßt sich nicht verneinen. In jenem Zimmer des Westthurmes (genau demjenigen gegenüber, in welchem sie jetzt beisammen saßen), in einem Zimmer, das schon seit langen, langen Jahren als unheimlich gemieden wurde, weil man allgemein glaubte, der Geist eines tief gekränkten Menschenkindes spuke darin umher, hatte Guy Pomeroy seinen schrecklichen Tod durch Bruderhand gefunden! — Und eben jener mörderische Bruder irrte seither als verbannter Flüchtling umher!

Miß Pomeroy erhob sich mit einer raschen Bewegung, als ob sie von ihren Gedanken überwältigt würde; sie näherte sich dem Fenster und zog den Vorhang zurück. Sybilla trat zu ihr und sie sahen mit einander in den Schloßhof hinab. Die Zimmer des Nordflügels, den Leolin's Haushalt einnahm, waren hell erleuchtet und boten einen heiteren Anblick; Joan's tief gesunkene Stimmung schien sich dadurch etwas zu heben. — Leichte Wolken segelten eiligst über den sonst heiteren Himmel; das Mondlicht strömte voll über den Westflügel und Westthurm.

„Es ist, trotz Allem, doch noch eine helle Nacht geworden", bemerkte Joan, als sie, zum Tische zurückkehrend, ihre Handarbeit wieder aufnahm. „Ich habe nie eine hellere gesehen. Aber — beiläufig bemerkt — ich glaube, Sybilla, ich habe dir Schwester Mildred's Botschaft nicht ausgerichtet. Sie bat mich, dir zu berichten, daß jenes arme, kleine Waisenmädchen, das du in die Klosterschule gebracht hast, sich als ein gutes, sanftes, lenkbares Kind zeigt, das gute Anlagen besitzt und der Schwestern Erziehung Ehre machen wird."

„Ich freue mich, dies zu hören; ich habe das Kind auch so beurtheilt. — Aber, was Schwester Mildred selbst betrifft? — Fällt es dir nicht auf, Joan, daß sie plötzlich recht altert? — Mir schien sie in letzter Zeit recht leidend zu sein."

„Sie hat viel Kummer gehabt, siehst du, durch jene Geschichte mit den Hildyards. — Es war in der That eine große Kränkung für die ganze Schwesterschaft. — Wie die Klosterfrauen meinen, wurde ihre Anstalt dadurch in Mißkredit gebracht."

„Das sehe ich durchaus nicht ein", entgegnete Sybilla. „Man kann das Kloster nicht dafür tadeln, — es ist auch nicht der

Schwestern Schuld. Es war aber ein sehr schmerzliches Ereigniß."

„Es war ein schmachvolles Ereigniß", berichtigte Joan. „Niemals früher war Aehnliches im Kloster erhört worden. Es bringt Mr. Hildyard um."

„Es muß ein fürchterlicher Schlag für ihn gewesen sein. Wann sahst du ihn das letzte Mal?"

„Kurz ehe ich hierher kam. Henry Capel wollte, als wir in London waren, Mr. Hildyard über Einiges consultiren, und ich begleitete ihn in's Lincolns-Inn-Gebäude. — Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie verändert der arme Mann aussieht: abgemagert, grau von Haar und so traurig! Er ist ein gebrochener Mann. Ich fürchte, er wird nicht mehr lange leben."

„O, ich fühle seinen Schmerz mit ihm!" rief Sybilla mit aufrichtiger Empfindung aus. „Es giebt keinen Kummer, der so am Leben nagt, als derjenige, dessen Ursache ein mißrathenes Kind ist. Ich hoffe indessen doch noch, er wird sich erholen. Die Angelegenheiten Francis betreffend mögen sich doch als nicht so arg herausstellen, als sie uns anfangs erschienen."

„Es läßt sich da nicht viel hoffen; — es bleibt natürlich nur ein Ausweg." — Nach einer Weile fuhr Joan fort, indem sie die Stimme senkte: „Ich fragte ihn auch, ob seither von Rupert etwas gesehen oder gehört worden ist."

Sybilla fuhr erstaunt aus tiefen Gedanken auf: „Ach ja", — als sie Joan's Meinung auffaßte — „seit jener Mann, Collins, ihn auf dem Verdeck des spanischen Schiffes sah. — Was sagte Mr. Hildyard?" setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Daß, so viel er selbst weiß, seitdem nichts mehr von Rupert gesehen oder gehört worden ist. — Ich hoffe und bete, es möge

nie geschehen! — Es war vor so langer Zeit, daß er zuletzt gesehen worden. — Wenn wir nur hören könnten, er sei todt!"

„Nicht doch! Sage das nicht, Joan!"

„Ich weiß, es ist fürchterlich, dies von seinem eigenen Bruder zu sagen?" jammerte Joan. „Aber ich meine es ja um seiner selbst willen eben so gut wie unserer wegen, Sybilla — bedenke welch' ein bitteres Loos das seinige sein muß — ein Leben voll Furcht und Schrecken! — Armer, verirrter Rupert!"

„Still, Joan", fiel Sybilla mit warnend erhobenem Finger ein. „Da sind die Kinder."

„Tante Joan und Tante Sybilla, wir kommen euch gute Nacht zu sagen. — Wir haben einen herrlichen Abend zusammen gehabt — ich habe Rupert seine ganzen verzuckerten Mandeln abgewonnen."

Die helle, laute Stimme, mit der sicheren, unerschrockenen Redeweise, gehörte natürlich Miß Mary Pomeroy an. Man fand es nicht für gut, daß die Kinder diesen Jahrestag ganz vertrauern sollten, deshalb hatte man Rupert erlaubt, der Einladung: mit Mary und ihrer französischen Gouvernante den Thee zu nehmen, Folge zu leisten.

Rupert hatte nun an Stelle jener Miß Haberdale einen Lehrer, der den größten Theil des Tages mit ihm zubrachte. Er war noch immer derselbe feine, sanfte Knabe, wie ehedem, mit der anmuthigen Gestalt und dem schönen Gesichte. Und er beugte sich noch immer willig der Tyrannei, mit welcher die junge Dame ihn zu beherrschen beliebte.

„Ich freue mich, daß ihr einen angenehmen Abend hattet, meine Lieben", sprach die Lady von Pomeroy. „Womit unterhieltet ihr euch?"

„O, wir spielten Domino. Rupert wollte geographische Räthsel aufgeben, ich zog aber Domino vor, und gewann ihm alle Mandeln ab", sagte Mary mit Lebhaftigkeit. — „Tante Joan, glaubst du, daß Gouvernanten jemals in den Himmel kommen?"

„Mary, wie du in den Tag hinein sprichst!" sagte Joan verweisend. „Thäte es dir nicht sehr leid, wenn du wirklich dächtest, sie kämen nicht dahin?"

„Ich glaube nicht, daß Mademoiselle in den Himmel kommt; ich habe ihr das heute gesagt. Böses Ding! Ich wollte heute noch länger aufbleiben, da Rupert da war, aber sie wollte es nicht zulassen und läutete nach Bridget."

Als Beweis dessen stand Bridget, welche die Kinder zum Südthurme begleitet hatte, wartend an der Thür.

„Mademoiselle de Garonne ist es gelungen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Oberhand zu gewinnen", lächelte Joan, als die Kinder sich wieder zurückgezogen hatten — Mary so geräuschvoll, als es ihre leichten Schuhe erlaubten. „Aber was für ein herrisches Wesen sie hat! — Sie ist ganz so wie ihr Vater war — armer Guy!"

XI. Kapitel.

Geheimnißvolles.

An demselben Abend saß Alice, die Wittwe Guy Pomeroy's, in ihrem Ankleidezimmer, dessen Fenster auf den Westflügel und den Westthurm sahen. Dieser Tag, der unveränderlich jedes Jahr herankommen mußte, konnte für sie nicht angenehm sein. — Angenehm?! — sie mußte sich an demselben namenlos elend fühlen. — Sie hatte mit den anderen Bewohnern der Abtei dem Gottesdienste in der Kapelle beigewohnt; nach dem Abendsegen hatte sie sich in ihre Zimmer zurückgezogen und die Thüren gegen Eindringlinge verwahrt.

An dem jährlichen Todestage jedes verstorbenen Lords von Pomeroy wurde in der Kapelle eine Messe für die Ruhe seiner Seele gelesen. — Aber der Tod Guy's war von so schrecklichen Umständen begleitet gewesen, er war ohne Versöhnung durch die Sterbesakramente geschieden, daß sein Todestag, der siebzehnte Oktober, mit ganz besonderer Feierlichkeit gehalten wurde und eine tief ernste, religiöse Bedeutung gewann; nebst den Gebeten, legte sich die Familie noch ein bis zum Sonnenuntergang dauerndes Fasten auf. — Nach Erfüllung der kirchlichen Pflichten saß nun Mrs. Pomeroy einsam in ihrem Zimmer und hielt in Gedanken versunken die Hände über ihrem Trauerkleide gefaltet — zur einzigen Gesellschaft die Erinnerung.

Die Augen auf die Fenster des unheimlichen Zimmers geheftet, des schrecklichen Zimmers, welches das Grab ihrer Lebensruhe geworden war, saß sie da, eine Beute düsterer Gedanken. — Wie konnten diese Gedanken anders sein! — Wir können jedoch nicht bis in's Innerste ihres Herzens dringen und den ganzen Umfang der maßlosen Reue, die sie verzehrte, ermessen. — Sie war es, welche das fürchterliche Unheil herbeigeführt hatte; sie und sie allein! — Wenn auch keine eigentliche Schuld auf ihrer Seele lastete — die Thorheit, der sündhafte Leichtsinn blieb ihr unauslöschlich im Gedächtnisse. Sicherlich hatte sie diesen Leichtsinn schon seit langer Zeit bitter bereut und würde bis an's Lebensende nicht aufhören ihn zu beweinen. — Durch sie und ihre thörichte Handlungsweise war Guy gestorben — und der geliebte Rupert ein elender Flüchtling!

Jedoch Mrs. Pomeroy hatte es Guy niemals verziehen, daß er sie durch eine Lüge gewonnen, und ihr Gefühl gegen den todten Gatten war und blieb das der Abneigung.

Zu der Seelenpein, in welcher sie seit Guy's Tode lebte, gesellte sich in letzterer Zeit eine neue Angst und Sorge: sie hatte von jener gewagten Ankunft Rupert's in England, an Bord der spanischen Barke gehört, welche man ihr früher verschwiegen hatte. Sie erfuhr durch Joan's Unvorsichtigkeit davon. Letztere war einmal, während ihres letzten Aufenthaltes im Kloster, plötzlich unerwarteter Weise in die Abtei gekommen und hatte Mrs. Pomeroy allein zu Hause gefunden. Sybilla war mit den zwei Kindern nach Owlstone gefahren, Lady Anna lag zu Bette und Leolin befand sich in London. Obwohl Joan im Allgemeinen Mrs. Pomeroy's Gastfreundschaft nicht annahm, so konnte sie doch in diesem Falle dieselbe nicht zurückweisen, ohne

die gute Sitte zu verletzen; daher nahm sie das Gabelfrühstück mit Alice ein. Während der Mahlzeit sprach Mrs. Pomeroy in ihrer gesetzten, traurigen Weise einige Worte über einen unglücklichen aus seiner Heimath Verbannten, den sie einstens gekannt hatte, und Joan, glaubend sie meine Rupert, erwiederte schnell, daß man, seit jener gefahrvollen Ankunft in England, nichts mehr von dem Unglücklichen gehört habe. — Im nächsten Augenblicke sah sie ihren Irrthum und den begangenen Fehler ein (die Sache war nämlich Mrs. Pomeroy gegenüber verschwiegen geblieben) und ließ den Gegenstand rasch fallen. Jedoch es war zu spät; der Schrecken und die Angst, welche sich auf Alice's Gesichte malten, war so groß, ihre Bitten, sie über jenen Punkt aufzuklären so flehend, daß Joan nicht umhin konnte, ihr die Thatsache in aller Kürze mitzutheilen. Joan verabschiedete sich von Alice, höchst entrüstet über ihre eigene Unvorsichtigkeit, wodurch sie sich gezwungen gesehen, unfreiwillige Enthüllungen zu machen. — Es war auch das erste Mal in allen diesen langen neun Jahren, daß der Name Rupert zwischen ihnen beiden genannt worden war.

Seitdem — es war kaum eine Woche verflossen — lebte Alice Pomeroy in der höchsten Angst. Die Sache hatte sie überwältigend berührt und sich ihrer Gedanken ganz und gar bemächtigt. In jedem schattigen Winkel sah sie, in ihrer aufgeregten Phantasie, den unglücklichen Rupert, der sich zitternd und bebend vor dem Gerichte verbarg; — sie sah wie die Diener des Gesetzes ihm aufspürten und ihn erfaßten, um ihn seiner Strafe zuzuführen!

Kam er öfters in seine gefährliche Heimath? — War er vielleicht eben jetzt in England? — Aus Furcht, er könnte in der Heimath sein, kam sie zu der Ueberzeugung, daß er sich wirklich

hier im Lande verbarg — und eine fürchterliche Todesangst erfaßte sie.

Durch alle diese traurigen Jahre hindurch hatte sich ihr Herz unter dem zurückgedrängten Schmerze gewunden. Wie oft, ach wie oft, hatte sie sich darnach gesehnt, Rupert nur einmal noch im Leben zu sehen, nur um ihm zu sagen, wie sie die Vergangenheit bereuete und beweinte, wie sie die bitteren Folgen ihrer thörichten Handlungsweise, das schwere Loos, das ihn getroffen, beklagte. — Litt er, so litt auch sie. Sie hatte — wir müssen es wiederholen — ihrem Gatten die Rolle, die er ihr und Rupert gegenüber gespielt hatte, nie verziehen; sie fühlte noch den tiefsten Groll gegen Guy im Herzen. — Sie malte sich oft das elende Leben, das Rupert führen mußte, aus; vor Kurzem hatte sie noch der Zweifel gequält, ob er todt oder lebend sei. Diese Enthüllung von Seiten Miß Pomeroy's nun, obwohl sie sich auf etwas, das vor vier Jahren stattgefunden hatte, bezog, schien ihr dennoch ein Beweis, daß er noch lebte, daß sie ihn noch wiedersehen könnte!

Der Mond war, während Mrs. Pomeroy dasaß, hoch gestiegen; sein Schein fiel hell auf jenes unheimliche Zimmer, so wie damals in jener unvergeßlichen Nacht, als sie sich mit Rupert drüben befand.

Sie erhob die Hände zu ihrem noch immer schönen und jugendlichen Gesichte und preßte sie fest an die Schläfe, während sie in ihrem Schmerze und ihrer Selbstvergessenheit laut vor sich hin sprach:

„Wird er es jemals wagen zurückzukommen, hierher nach Pomeroy zu kommen? — O käme er doch, damit ich ihn warnen könnte! — Nur eine einzige flüchtige Unterredung möchte ich

mit ihm haben, um ihm sagen zu können, daß sein Aufenthalt in England bekannt ist, daß er beobachtet wird, daß man ihm aufspürt (wie dies ohne Zweifel der Fall ist); daß Verrath zu fürchten ist — und daß er nichts Eiligeres thun kann, als sich wieder weit fort zu flüchten, wo ihn die Meere von seinen Verfolgern trennten. — Ah, wenn wir uns gegenseitig nur ein Wort des Trostes zuflüstern dürften, um unsere schwergebeugten Herzen aufzurichten, uns zur Weiterreise auf unserm einsamen dornenreichen Lebenswege zu stärken!"

Ein leises Stöhnen, das ihr der Schmerz erpreßte, und Alice's Hände flogen vor ihr Gesicht, als wollte sie den Anblick des schrecklichen Westthurmes ausschließen. Dann ließ sie die Hände wieder sinken und sprach weiter:

„Gleich anfangs hätte er kommen und seine Rechte geltend machen können. — Er hätte damals hier bleiben und seine Sache kühn ausfechten sollen, anstatt davonzulaufen. Ich habe immer so gedacht. Hätte er nur einen Freund gehabt, der seine Partei ergriffen und ihm so den Weg geebnet hätte, so hätte er bleiben können. — Sicherlich hätte er das können. — Sie mögen sagen was sie wollen, gerechterweise hätte ihn keine Strafe treffen können. — Es war kein Mord — es war Nothwehr — bin ich nicht da, um dies zu bezeugen? — Guy feuerte zuerst auf seinen Bruder, dann wurden sie handgemein, im Abwehren wandte Rupert das Pistol von sich und gegen den Angreifer. — Ich weiß, daß es so gekommen sein muß! — Rupert ist der rechte Lord hier; sogar Sybilla sagt dies, obwohl es ihren Sohn entsetzen würde; er sollte hier als Herr und Gebieter herrschen. — Nun ist es freilich dafür zu spät; seine Abwesenheit allein erscheint der Welt als ein Beweis seiner Schuld. — Niemand nimmt

seine Partei; sogar Joan verdammt ihn und das Gericht würde sich seiner bemächtigen, sobald er sich hier zeigte. — Da ist keine Hülfe, keine Veränderung dieser jammervollen Lebensweise mehr zu erwarten. — O Rupert! — Wenn ich die Vergangenheit noch einmal durchleben könnte! — Wenn ich dich nur ein einziges Mal sehen könnte — nur ....."

Mrs. Pomeroy's Stimme erstarb plötzlich, jedoch ihre Lippen blieben im tödtlichen Erstaunen geöffnet. Denn drüben — drüben im unheimlichen Zimmer sah sie einen Schatten, eine Gestalt — Rupert — wie er leibt und lebt! — Trotzdem sie soeben erst den leidenschaftlichen Wunsch geäußert hatte, den Geliebten wiederzusehen, blickte sie doch mit namenlosem Schrecken nach jenem Fenster des Westthurmes, welches der Mondschein hell beleuchtete; ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Je länger sie hinsah, desto größer wurde ihr Entsetzen. — Daß sich Jemand in jenem Zimmer ab und zu bewegte, war ganz gewiß. — Eines Mannes Gestalt, von ungewöhnlicher Höhe, ganz wie diejenige Rupert's.

Ja, gewiß, es mußte Rupert sein! — Mehr als einmal trat er vor, und sie sah deutlich wie er seinen Kopf gegen die Scheiben des Fensters neigte — und während sie so fest hinstarrte, erhellte plötzlich ein Lichtschein das Innere des Zimmers — nur Sekunden lang, aber sie konnte die Umrisse der Gestalt und des Gesichtes genau sehen. Ein kalter Schauer durchrieselte sie; es war Rupert Pomeroy! — Aber das Licht, wozu war das gewesen? — Es leuchtete wie der Schein eines Zündhölzchens, das aufgeflammt und alsbald erloschen war.

Frauen haben sonderbare Einfälle (und Männer auch zuweilen). Eine nichts weniger als logische Folgerung brachte

Mrs. Pomeroy zu dem Schlusse, daß Rupert das Hölzchen angezündet hatte, um ihr ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben. — Aber der Schein mußte den anderen Fenstern der Abtei eben so sichtbar gewesen sein, als dem ihren; neugierige Augen mochten ihn von denselben aus beobachten. Eine fürchterliche Angst erfaßte sie.

Was mochte er wollen — und gerade an jenem Orte? fragte sie sich. Sollte er denn nicht wissen, daß seine Freiheit und sein Leben in seinem Vaterlande der größten Gefahr ausgesetzt seien; daß das unvorsichtige Wort eines Dieners die Neuigkeit seiner Rückkehr weit verbreiten und die größte Gefahr herbeiziehen konnte? — O, sie mußte Mittel und Wege finden, ihn vor der Gefahr zu warnen; es erschien ihr wie eine heilige Pflicht, vor der sie nicht zurückschrecken durfte, denn hatte sie nicht mitgeholfen das Unglück auf ihn herabzubeschwören? — Es mochte sein, daß die Gnade des Himmels es so gefügt, daß Niemand anderes den Lichtschein gesehen, oder die Anwesenheit eines Menschen im Thurme bemerkt hatte. — Sicherlich mußte der Himmel, der auf sein langjähriges Elend herabgeblickt hatte, ihm nun endlich gnädig sein!

In der Aufregung vergaß sie die unheimliche Reise, die sie anzutreten hatte, wenn sie in den Westthurm gelangen wollte. — Keine Zeit war zu verlieren, denn sicherlich würde er sich nicht lange in jenem Zimmer aufhalten; — daß er es aber nur zu dem Zwecke betreten hatte, um seine Anwesenheit bekannt zu geben und Jemanden aus der Abtei zu sich herüber zu winken, das stand bei ihr fest.

Einen großen schwarzen Shawl über den Kopf werfend, der sie vor dem Erkanntwerden schützen sollte, stahl sich Mrs. Pomeroy

die Treppe hinab in die unteren Gänge — wie sie es einstens vor Jahren einmal gethan hatte — und erreichte den Nordthurm. Aber dessen Thür war verschlossen. — Wie konnte denn Rupert in den Westflügel gelangt sein? Sie zog sich in eine schattige Ecke zurück und versuchte in Gedanken das Räthsel zu lösen.

Es gelang ihr nicht. — Zurückschleichend, trat sie in einen Gang, der sie zum Fenster des Schlüsselschrankes brachte, in welchem ein Lämpchen brannte. Genau hineinsehend, sah sie den Schlüsselbund, der zu jenen versperrten Zimmern gehörte, in seiner betreffenden Nische hängen. — Welch' ein Räthsel — damals wie jetzt! — Aber sie mußte um Rupert's willen Eingang in den Thurm finden, koste es, was es wolle! — Konnte er ihr öffnen? Hatte er die ganzen Jahre hindurch falsche Schlüssel bei sich gehabt?

Zurückeilend trat sie in die Kinderstube. — Bridget kniete im Finstern am Boden, mit dem Kopfe gerade über dem Fensterbrett, und hielt ihr Gesicht so fest an die Scheiben gedrückt, als Mrs. Pomeroy eben erst das ihrige an diejenigen des Schlüsselschrankes gehalten hatte. — Sie fuhr beim Eintritt ihrer Gebieterin mit einem Schrei in die Höhe.

„Warum sind Sie im Finstern?" fragte Mrs. Pomeroy scharf. „Nach was sehen Sie aus?"

Bridget antwortete nicht. Sie öffnete den Wandschrank und holte ihren Leuchter und die Zündhölzchenschachtel heraus; aber ehe sie die Kerze anzündete, zog sie den Fenstervorhang zu.

„Ich frage Sie, Bridget, nach was Sie ausgesehen haben, so fest an das Fenster gedrückt, wie Sie waren? Lassen Sie den Vorhang und antworten Sie mir."

„Ich will es Ihnen sagen, Madame, wenn es Ihnen gefällig ist, doch weiß ich nicht, ob ich recht daran thue", erwiederte Bridget, deren Zunge, einmal gelöst, ihre Geläufigkeit wiedergefunden hatte.

„Wollen Sie sich zur Beurtheilung dessen aufwerfen, was mir gesagt oder nicht gesagt werden soll?" entgegnete Mrs. Pomeroy aufgebracht. „Sprechen Sie augenblicklich."

Bridget zog sich aus dem schwachen Lichte zurück, das beim Fenster hereinfiel — auf diese Fenster schien der Mond nicht und sie waren nur vom Wiederschein erhellt — und flüsterte: „Madame, Mr. Rupert ist endlich wiedergekehrt!"

Mrs. Pomeroy's Herz erzitterte. Ihre Furcht war bestätigt.

„Wie wissen Sie das, Bridget? — Haben Sie ihn gesehen?" erkundigte sie sich, und ihr herrischer Ton verwandelte sich in den der Furcht.

„Ich habe ihn die ganze Woche hindurch, an jedem Abend drüben im unheimlichen Zimmer gesehen", erwiederte Bridget. „Ich sah ihn auch heute vor einer Viertelstunde, und ich wartete wieder auf sein Erscheinen, als Sie hereintraten, Madame!"

„Sie sehen ihn seit einer Woche?!" wiederholte Mrs. Pomeroy in größtem Erstaunen.

„Gerade heute vor einer Woche, sah ich ihn zum ersten Mal, Madame. Es war viel später als heute und die Nacht war dunkel. — Miß Mary war unruhig. Sie war aufgebracht über Mademoiselle zu Bette gegangen und konnte nicht schlafen, deshalb rief sie nach mir, ich sollte ihr Geschichten erzählen. — Nun, Madame, ich that es und blieb bei ihr sitzen, bis sie eingeschlafen war, und dann kehrte ich hierher zurück. Ehe ich meine Kerze anzündete, stand ich einige Minuten an diesem Fenster und

betrachtete mir die Lichter im Nordflügel; — es war Alles hell erleuchtet, denn — wie sich Madame erinnern werden — hatte Mr. Leolin ein Herrendiner an jenem Abende; das war der Abend vor seiner Reise nach London. Ich sah also auf jene Lichter hinüber, als plötzlich auch im unheimlichen Zimmer ein heller Schein aufflammte. Er verlosch wieder, aber nicht eher, als bis ich die Gestalt eines Mannes gewahrt hatte, der ganz Mr. Rupert glich. Ich erschrak zu Tode. — Ich dachte gleich daran, was mit ihm geschehen wird, wenn er sich hier sehen läßt. Ich wachte den größten Theil der Nacht hindurch, aber ich sah nichts mehr — und seither beobachte ich ihn jeden Abend, doch konnte ich ihn bis gestern niemals länger als einen Augenblick sehen. — Gestern Abend, Madame, stand er volle fünf Minuten im Mondschein am Fenster."

„Er muß wahnsinnig sein!" rief Mrs. Pomeroy. „Haben Sie Ihre Wahrnehmung Jemandem mitgetheilt, Bridget?"

„Nein, Madame, — nicht einer einzigen Seele", erwiederte Bridget mit Wärme. „Ich weiß zu gut, wie groß die Gefahr ist!"

„Sieht er sehr verändert aus?" fragte Mrs. Pomeroy leise.

„Wie konnte ich das wohl aus dieser Entfernung sehen, Madame? — Da müßte man ihm viel näher kommen, um das beurtheilen zu können."

„Bridget" — Mrs. Pomeroy's Stimme zitterte vor innerer Bewegung — „sind Sie ganz sicher, sich nicht zu irren? Ist es wirklich Mr. Rupert?"

„Gab es jemals eine so hohe und edle Gestalt wie die seinige, Madame? — mit Ausnahme derjenigen des Lord, und der ist schon seit neun Jahren unter der Erde. — Sechs Fuß drei Zoll, und von so edler Proportion! — Nein, Madame, ich kann mich

in der Gestalt oder der Haltung Mr. Rupert Pomeroy's nicht irren."

„Ich dachte heute selbst ihn zu sehen", flüsterte Mrs. Pomeroy. — „Sind Sie auch dessen sicher, daß Sie zu Niemandem ein Wort davon gesagt haben?" fügte sie hinzu, sich der angeborenen Plauderhaftigkeit dieses Mädchens erinnernd.

„Ich that es sicherlich nicht!" antwortete Bridget. „Ich bin nicht die Person, die einem Pomeroy Unglück bringen möchte. — Aber ich wünschte, man könnte ihn vor der Gefahr, die er hier läuft, warnen. Andere können ihn auch sehen, und die werden gleich mit offenem Munde laufen, um die Neuigkeit zu verbreiten. Ich zweifle nicht daran, daß er eben jene gemiedenen Zimmer der Sicherheit wegen zum Aufenthalte gewählt hat. Aber wie bekommt er nur seine Nahrung?"

Mrs. Pomeroy lehnte gegen den Fensterrahmen und sann nach. Ihr Projekt in den Westthurm zu dringen, wurde immer ausführbarer.

„Bridget", sagte sie plötzlich, wie aus einem Traume auffahrend, „wir können Mr. Rupert nicht ungewarnt lassen. Sie müssen herabgehen und mir die Schlüssel holen. Ich will selbst in den Westthurm hinaufgehen."

Bridget konnte zuerst vor Ueberraschung kaum antworten. „Ich die Schlüssel holen, Madame! Cox würde mir die Schlüssel niemals anvertrauen!"

„Sie können sie ohne sein Wissen nehmen. Gebrauchen Sie List. Die Schlüssel hängen dort im Verschlage, ich habe sie soeben erst gesehen. Gehen Sie gleich! Jeder Augenblick vergrößert Mr. Rupert's Gefahr und er muß gewarnt werden. Ich will unten im Corridor auf Sie warten."

Mrs. Pomeroy wartete in dem Gange unten, eine lange, wie es ihr schien, endlose Zeit. Endlich kam Bridget und begann gleich sich der Kriegslist zu rühmen, durch welche sie in den Besitz der Schlüssel gelangt war; aber Mrs. Pomeroy schnitt ihr die Rede ab und befahl ihr, in ihren Flügel zurückzukehren.

„Madame wollen doch nicht allein dort hinaufgehen?“ flüsterte Bridget.

„Ich will es thun — ob es mir angenehm ist oder nicht!“ war die tapfere Antwort Mrs. Pomeroy's. „Die Bewegungen zweier Personen könnten Aufmerksamkeit erregen; allein schlüpfe ich leichter durch. Gehen Sie zurück in unsere Wohnung, Bridget, und seien Sie verschlossen wie das Grab!“

Alice's Herz pochte laut, als sie die Treppe des Nordthurmes erstieg und durch die Zimmer des Westflügels schritt, jede Thür, an welche sie gelangte, aufsperrend. Die Fenster dieser Zimmerreihe sahen, wie man sich erinnern wird, alle in den großen Schloßhof, und der Mond schien so hell herein, daß es ihr möglich war, die Nummerzeichen an den verschiedenen Schlüsseln zu unterscheiden. Zitternd und bebend — nicht nur bei dem Gedanken an die bevorstehende Zusammenkunft mit Rupert, sondern auch aus Furcht vor diesen unheimlichen, des Geisterspuks verdächtigen Räumen — eilte sie, so schnell es ihre wankenden Kniee gestatteten, vorwärts und erreichte jenes letzte Thurmzimmer, um dessen Gemäuer der Wind in schauerlicher Weise herumpfiff. — Sie verwunderte sich selbst über ihre Kühnheit. Hätte nicht so viel auf dem Spiele gestanden und wäre sie nicht seiner schützenden Nähe zugeeilt, die sie vor allem Uebel bewahren konnte und mußte, sie hätte es nie wagen können, hier hinein zu dringen.

Erinnerte sie sich in diesem Augenblicke daran, wie sie vor neun Jahren sich in dieses Zimmer gestohlen hatte? — Erinnerte sie sich, wie sie in derselben Unglücksnacht nochmals zurückgekehrt war? — wie sie in Todesangst hinein-geschlichen war, zitternd vor dem Ausgange, den der fürchterliche Kampf, vor dem sie geflohen war, genommen haben mußte, und wie sie über den am Boden hingestreckten Leichnam ihres Gatten gestrauchelt war? Und nun schlich sie sich wieder herein, um — was zu finden? Keine Annehmlichkeit, nichts Tröstendes. Diesmal wenigstens war sie von einem Gefühle der Pflicht geleitet.

Den Vorhang des unheimlichen Zimmers zurückschlagend, trat sie ein, in der Erwartung Rupert zu sehen. — Jedoch das Zimmer war leer. — Der helle Mondschein, der heute mit ungewöhnlicher Klarheit leuchtete, gestattete ihr jeden Winkel, jeden Gegenstand genau zu sehen. Der Raum sah genau so aus, wie damals, an jenem Abende; nichts schien daran gerührt, nichts geändert worden zu sein. Die alten rothsammetnen Möbelstücke standen an derselben Stelle; das Bild der Nonne, mit den Zeichen des Brandes an sich, hing auf seinem Platze hinter dem Sammetvorhange.

Aber wo war Rupert? — Welch ein Räthsel! Die Zimmer alle verschlossen und dieses letzte hier leer! Sie zitterte und bebte vor Angst.

„Rupert!“ rief sie zuerst leise; aber die Verzweiflung gab ihr Muth und ihre Stimme erweckte das Echo der stillen Zimmer, als sie laut aufschreiend wiederholte: „Rupert, Rupert!“

Das Echo allein antwortete ihr mit geisterhaftem Laute und mischte sich in die Jammertöne des draußen heulenden Sturmwindes. Mrs. Pomeroy ließ sich auf den breiten, alten Sammt-

sitz nieder. Der Aberglaube, welchen sie bis jetzt zurückgedrängt hatte, bemächtigte sich jetzt ihrer Einbildungskraft mit doppelter und dreifacher Gewalt. Wie, wenn das Gespenst der Nonne — das in vergangenen Jahren in diesem Zimmer so oft gesehen worden war (wenn man den Geistersehern Glauben schenken durfte) — ihr nun erschiene? — Wie, wenn sie den Geist ihres ermordeten Gatten sehen müßte?! Sie stieß bei dieser Vorstellung einen halbunterdrückten Schrei aus, verbarg ihr Gesicht in beide Hände und senkte den Kopf auf ihre Kniee herab.

Was aus Rupert geworden war, konnte sie sich nicht erklären; um seinetwillen, um ihm nur ein Wort der Warnung zurufen zu können, blieb sie da, auf seine Rückkehr hoffend. Sie bemühte sich die abergläubischen Phantasieen von sich zu weisen; sie wollte finden, daß der Wind nicht wie ein unseliges Gespenst wimmerte; sie trachtete mit aller Macht darnach die Geschichten zu vergessen, die sich nach Guy's Tod, von seinem öfteren Wiederkehren verbreitet hatten. — Warst du jemals in dieser Lage, theurer Leser?! — jemals mitten in der Nacht in einem, als unheimlich verschrieenen Zimmer, ganz allein, weit entfernt von allen Menschen? Wenn du jemals ähnliches durchgemacht, gelang es dir, die Feuerprobe zu bestehen? deine Ruhe wieder zu gewinnen? Oder nahm hingegen die entsetzliche unerklärliche Angst, ein Gefühl, das am heiteren Mittag in menschlicher Gesellschaft weder empfunden, noch richtig beschrieben werden kann, immer zu — bis — bis...! Aber lassen wir das; du liebst es wohl nicht an solche schwache Momente erinnert zu werden — und möchtest sie auch um keinen Preis der Welt noch einmal durchleben. — Was mußte dies also für Alice Pomeroy, mit der unglückseligen Erinnerung und den Gewissensbissen im Herzen, sein?

Sie kämpfte. Sie wehrte sich gegen die gespenstige Atmosphäre, gegen den schreienden Wind, gegen das Bewußtsein, daß dies der traurige Jahrestag des schrecklichen Todes ihres Gatten sei; sie bewegte kein Glied, sie wagte es kaum zu athmen; sie hätte um alle Schätze der Erde nicht aufblicken können. Gerade wie einem Kinde, das im Finstern sein Gesicht verhüllt und es nicht wagt aufzublicken, aus Furcht irgend ein fabelhaftes Gespenst zu erblicken, so erging es Mrs. Pomeroy. Sie begann, sich zu fragen, wie sie wieder nach Hause gelangen konnte. — Wie aus diesem unheimlichen Thurme? — wie durch die Flucht der Zimmer und über die Treppe hinab entkommen? Sie würde nie und nimmer den Muth haben, dies auszuführen! — Mußte sie also sitzen bleiben wo sie war, bis zum Tagesanbruch?

Menschliche Stimmen, die im flüchtigen Gespräche von unten aus dem Hofe an ihr Ohr drangen, ermunterten sie und belebten wieder ihren gesunkenen Muth. Sie wagte es aufzublicken. Sie mußte eine Anstrengung machen, von hier fortzukommen; aber nicht ohne zuvor noch einen Versuch gemacht zu haben, Rupert von ihrem Hiersein zu benachrichtigen.

„Rupert, wo sind Sie?“ rief sie mit verzweifelter Anstrengung aus. „O Rupert! warum kommen Sie nicht zu mir? nur für einen Augenblick. Ich habe mich um Ihretwillen hier herauf gewagt.“ — Horch! — Was war das? — Ein Seufzer?! — Ein Stöhnen?! — So klang es. — Aber woher kam es? — Es war nicht der Wind, es war ein anderer Ton. — Es schien aus der Mauer zu kommen — oder war es nur Einbildung? Ein lebhafteres Entsetzen als früher erfaßte sie, und wieder verbarg sie ihr Gesicht. Wie lange es dauerte, bis sie den Kopf

wieder hob, wußte sie nicht. Der Geisterglaube mit all' seinen Schrecken hatte sie überwältigt. Sie würde die Hälfte ihres noch bevorstehenden Lebens dafür gegeben haben, wieder in ihrer eigenen Wohnung zu sein.

Es wäre für den Frieden ihrer Seele besser gewesen, hätte sie jetzt nicht aufgeblickt; denn da — gerade vor dem Bilde der Nonne, genau so dastehend wie in jener Nacht, als er, wenige Minuten vor seinem Tode, sie in ihrer thörichten und unglückseligen Zusammenkunft (die ihnen zum größten Theil dazu gedient hatte, über den Gemahl zu schmähen) überraschte — erschien ihr eine Gestalt — die Gestalt Guy's, ihres ermordeten Gatten! Das Mondlicht beschien sein fahles Gesicht und ließ die Hasenlippe, die einstens roth geleuchtet hatte und jetzt ganz weiß erschien, deutlich hervortreten; seine glanzlosen Augen waren ihr mit dem Ausdrucke der Trauer und des Zornes zugewendet — gerade so wie er im Leben sie zum letzten Male angeblickt hatte. Er erschien auch in derselben Kleidung, die er in seiner Todesnacht getragen, einem einfachen, schwarzen Gewande; den einen Arm hielt er, wie im Zorne über die von ihr ausgesprochenen Worte, erhoben — so drohend, wie die Hand der Nonne auf dem Bilde erhoben gewesen war.

Wie Mrs. Pomeroy ihren Sitz verließ und zum Fenster gelangte, dessen konnte sie sich später niemals erinnern; instinktmäßig trieb es sie dahin. Nach der Seite gekehrt, denn sie konnte die Augen von der fürchterlichen Gestalt, die dort mit drohender Miene stand und deren Blick sie bannte, wie derjenige des Basilisken, nicht abwenden. — Nun schien das Gespenst seine Stellung zu verändern und sich ihr nähern zu wollen und mit einem unartikulirten Laut, der halb wie ein Schrei, halb wie ein Aufschluch-

zen klang, sprang Alice an's Fenster, stieß mit beiden Händen die Scheiben durch und schrie in ihrer Todesangst laut um Hülfe — dann fiel sie bewußtlos zu Boden.

Das Klirren der zertrümmerten Fensterscheiben und die jämmerlichen Hülferufe wurden gehört, die verzweiflungsvoll gerungenen Hände gesehen. — Bridget, welche die Neugierde von zehn Dienstmädchen besaß, und das ist viel gesagt, war in ihr Zimmer zurückgekehrt, hatte das Fenster geöffnet und den Kopf hinausgesteckt, um zu sehen, was es etwa gegenüber zu sehen gäbe. Um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man zugestehen, daß, neben der Neugierde, auch noch ein besserer Impuls sie bewegte — ihre Gebieterin mochte von Furcht ergriffen werden und sie zu sich hinüberwinken. Daher beobachtete Bridget den Westthurm scharf und lauerte auf ein Zeichen, wie die Katze auf eine Maus. Sie fand ihr geduldiges Harren bald besser belohnt, als sie erwartet und gehofft hatte; sie sah die das Fenster brechenden Hände und hörte den markerschütternden Hülfeschrei, der aus der Brust eines mit dem Tode kämpfenden Geschöpfes zu kommen schien.

Bridget stand im ersten Momente wie vom Donner gerührt. Gehörten diese Hände Mrs. Pomeroy an? War dies ihre Stimme? Es mußte so sein, und im Aberglauben erzogen, wie Bridget war, kam sie schnell zu dem Schlusse, daß Mrs. Pomeroy einen Geist gesehen haben mußte; sie meinte natürlich damit denjenigen der Nonne. In ihrem Erstaunen, in ihrer eigenen Angst, blieb sie zuerst stehen, wo sie war; sie rief Niemanden herbei, sie lief auch selbst nicht zu Hülfe — sie starrte nur auf das gegenüberliegende Fenster.

Wie sie so starr und steif hinsah, schien sich in demselben eine

Gestalt zu erheben; dieselbe hohe Gestalt, die sie für diejenige Rupert's gehalten hatte. Aber nun diese Gestalt ihr Gesicht knapp an das scheibenlose Fenster brachte und dem hellen Mondlicht voll zuwendete, erkannte es Bridget genau — das geisterhafte Antlitz des verstorbenen Lord von Pomeroy! Mit einem unterdrückten Aufschrei, der beinahe so verzweiflungsvoll klang wie derjenige Mrs. Pomeroy's, stürzte Bridget aus dem Zimmer und rannte in ihrer Angst davon, sie wußte selbst nicht wohin — wenn sie nur in menschliche Nähe käme, dies war ihr einziger Antrieb zur Flucht. Sie flog hinaus, der großen Eingangspforte zu und durch den Thorbogen in die Vorhalle, welche zu Leolin's Gemächern führte. Ein Diener trat ihr entgegen.

„Sind Sie von Sinnen, Bridget?" rief er, ihr entsetztes Aussehen gewahrend.

„Lassen Sie mich. — Wo ist Ihr Herr?"

Ceremonie bei Seite setzend, lief Bridget ohne auf ihre Anmeldung zu warten, weiter zu den Staatsgemächern. In einem derselben saßen Leolin Pomeroy und Pater Andrew beim Schachspiel. Bridget machte eine eilige Verbeugung, die besonders dem Priester galt, der, als der Beichtiger des Haushaltes, in regelmäßigen Zeiträumen auch ihr Packet von kleineren und größeren Unterlassungssünden in Empfang nahm; aber sie war zu sehr aus dem geistigen Gleichgewichte gerathen, um den gehörigen Respekt zu beobachten.

„Mögen alle Heiligen Pomeroy beschützen!" rief sie halb wahnsinnig vor Angst aus, indem sie die Lehne eines Stuhls erfaßte, um sich daran aufrecht zu erhalten. „Der Lord ist wiedergekehrt!"

„Was meinen Sie?" frug Leolin, im höchsten Grade erstaunt

über ihr sonderbares Benehmen. „Welcher Lord ist wieder=gekehrt?"

„O Herr, vergeben Sie mir, ich bin halb todt vor Schrecken. Ihr armer Bruder, Herr, ist im Westthurme."

Leolin dachte, sie meine Rupert, und sprach unwillkührlich diesen Namen aus, als er in einer Bestürzung, die beinahe der ihrigen gleichkam, vom Sitze aufsprang. — Pater Andrew starrte das Mädchen an und nahm eine Prise Tabak.

„Ach, nein, Herr, nicht Mr. Rupert. Anfangs dachte ich frei=lich, er wär' es; aber es ist der arme selige Lord, Guy. — Ah, Herr, jetzt werden Sie mir doch glauben! Ich sagte Ihnen schon vor Jahren, daß mir der Lord am Tage des Begräbnisses er=schienen war, und Sie verwiesen mir meine Rede und erklärten, was ich sagte, für Unsinn. Ich sagte es auch Ihnen, Pater, und Sie lachten mich nur aus — mit Verlaub gesprochen — und machten sich über meine Augen, die solche Dinge sehen, lustig. — Nun werden Sie mir doch Beide glauben!"

„Was soll das heißen, was Sie da sagen?" fragte wiederholt Leolin. Seine Furcht in Bezug auf Rupert begann zu schwinden; aber es war ihm nichtsdestoweniger unmöglich, eine Sylbe von ihrem Gerede zu verstehen, und er fragte sich verwundert, ob wohl Bridget plötzlich von Irrsinn befallen worden wäre.

„Dort im unheimlichen Zimmer ist der verstorbene Lord von Pomeroy in diesem selben Momente, Sir", flüsterte sie. „Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen. — Man sagt ja, daß eine ruhelose Seele immer am Tage ihres Todes aus dem Fegfeuer zurückkommt, mögen auch viele Jahre darüber hinweg=gegangen sein. Heute sind es gerade neun Jahre — Sie wissen es, Sir."

Leolin Pomeroy, so sehr er auch Mann von Welt sein mochte, war doch im Aberglauben aufgezogen worden, und konnte es daher nicht hindern, daß ihn eine gewisse Unruhe befiel. Pater Andrew hingegen sah drein, als fühlte er große Lust aufzulachen; vielleicht stand er mit den Todten und Geistern auf befreundetem Fuße.

„Sie müssen von Sinnen sein", sprach Leolin hochmüthig aufgebracht zur zitternden Bridget.

„Ach, nein, Herr. Schon eine ganze Woche lang sehe ich Jemanden in dem unheimlichen Zimmer; nur dachte ich, es wäre Mr. Rupert, der von seiner Wanderung heimgekehrt sein mochte. Ich dachte, er verstecke sich dort. Es war natürlich zu weit und nicht hell genug, um die Gesichtszüge genau sehen zu können, und nach der Gestalt hielt ich die Erscheinung für Mr. Rupert. Heut' Abend sah ihn auch meine Gebieterin, als sie allein in ihrem Zimmer saß; so wie ich, glaubte sie, es müßte Mr. Rupert sein. — Sie sagte, er müßte vor der Gefahr, der er sich hier aussetzte, gewarnt werden, und sie wollte hinaufgehen, es zu thun; sie zitterte dabei vor Angst für ihn, arme Frau, gerade so wie ich selber. — Ich holte ihr die Schlüssel — hinterm Rücken des Cox, indem ich einen Augenblick ablauerte, in welchem er sich entfernte, nachdem er sich zuerst lange in der Nähe aufgehalten hatte — und so ging meine Lady dort hinauf, und....."

„Mrs. Pomeroy! — in den Westflügel hinaufgegangen!" unterbrach sie Leolin.

„In den Westthurm, Sir. Sie wollte durchaus allein gehen, aus Furcht, daß man unserer zwei Personen leichter sehen könnte. Ich stand bei meinem Fenster und wachte darüber, was drüben geschähe. Plötzlich sah ich zwei Hände durch's Glas des Fensters

im Westthurme brechen und hörte einen fürchterlichen Schrei. Ehe ich mich von dem Schrecken so weit erholt hatte, um mich rühren und etwas thun zu können, sah ich dieselbe hohe Figur sich im Mondlichte ganz nahe an dem Fenster erheben. — O Sir, es war nicht Mr. Rupert — Pater, sehen Sie mich nicht so an! — es war der Geist des Lord von Pomeroy."

Pater Andrew trommelte auf seiner Schnupftabaksdose. „Sie sind sehr weitsichtig, Bridget, um eines todten Mannes Gesichtszüge aus solcher Ferne zu erkennen."

Bridget brach aus Aerger, Furcht und Erregung in Thränen aus.

„Der Mond schien ihm hell in's Gesicht; sehen Sie denn nicht, Pater, diese Nacht ist so hell wie der Tag. Sehen Sie nur auf jenes unverhüllte Fenster, Sie könnten den kleinsten Druck an demselben lesen."

„Nicht eine Seele von euch alten Dienstleuten in der ganzen Abtei, die sich nicht an diesem Tage, dem siebzehnten Oktober, von abergläubischem Unsinn überrumpeln ließe! — Was sollte des verstorbenen Lord Geist hierher zurückbringen — und gerade an dem Tage, an welchem so viele Messen für die Ruhe seiner Seele gelesen worden sind!"

„Mag ich in meiner Todesstunde ohne den letzten Trost bleiben, wenn ich ihn heute nicht gesehen habe!" brach Bridget in neuem Jammer aus. „Die eigenthümliche Lippe des seligen Lord war so sichtbar, wie nur je in seinem Leben. — Und — aber Sie können ein todtes Gesicht nicht verkennen, Pater. Ich bin übrigens nicht die einzige, die den Lord gesehen, seit er starb."

Leolin verwies ihr die Rede nicht, wie er es sonst wohl gethan haben würde. Er war in tiefes Nachdenken versunken; denn er

war so sehr bestürzt — wenn man die Wahrheit gestehen soll — als Bridget selbst, jedoch nicht aus Geisterfurcht. — Wie sehr hatte er die ganze Zeit hindurch das abergläubische Gerede von seines Bruders Erscheinungen gehaßt! Vielleicht hatte er selbst das unangenehme Gefühl, das sich bei solchen Albernheiten seiner bemächtigte, kaum analysiren können, da er doch sicherlich dem Geschwätze keinen Glauben schenkte. — Nein, was Leolin nun bewegte und ihn seiner Geistesgegenwart beraubte, war eine greifbare wirkliche Besorgniß — glaubte er doch, Rupert müßte es sein, der im Westthurm spukte.

Bei dieser Wendung ging die Thür des Zimmers sachte auf und Lady Anna trat mit ihrem Kinde im Arm schüchtern ein. Sie sah auch bestürzt aus — sie schien von dem allgemeinen Unbehagen befangen zu sein. Ihr Gesicht war sehr bleich und ihre furchtsam umherwandernden Augen blieben auf Bridget haften, deren Hiersein ihr Erstaunen erregte. Der Eintritt seiner Frau erweckte Leolin aus seinen unangenehmen Gedanken.

„Was giebt es, Anna?“

„Es ist etwas im unheimlichen Zimmer, das mich erschreckt hat“, begann sie flüsternd. Lady Anna, die in Mitten so vieler abergläubischer Menschen lebte, war nicht ganz frei von deren Ansteckung geblieben und sie hatte sich gewöhnt jenes Zimmer als das „unheimliche“ zu bezeichnen. „Ich war gerade mit Baby allein und stand mit ihm beim Fenster, als ich das Klirren zerbrochener Fensterscheiben von drüben her hörte, und ich sah etwas wie zwei Hände, die aus dem Fenster des Westthurmes herausfuhren und dann wieder verschwanden. Ich war nicht erschreckt; ich wunderte mich nur darüber, daß Jemand den Muth gehabt hatte, Nachts dort hinauf zu gehen und besonders in der heutigen

Nacht. Im nächsten Augenblicke sah ich den Umriß einer Gestalt im Inneren des Zimmers; aber ich konnte nicht viel erkennen, — da leuchtete plötzlich ein schwaches farbiges Licht darinnen auf, in dessen Scheine eine hohe Figur sich vor dem Fenster erhob. — Sie sah — sie sah aus wie ein Todter", flüsterte sie.

„Anna!" rief Leolin vorwurfsvoll aus.

„Das Gesicht war zu weiß für einen Lebenden", fuhr sie fort. „Die schwache Flamme, die einige Sekunden leuchtete, ließ es mich genau sehen."

„Dieses schwache farbige Licht pflegte das Zimmer zu erhellen, wenn die Nonne erschien", rief Bridget aus. „Ich selbst habe es einmal gesehen, Milady."

Leolin Pomeroy sah sie erzürnt an und deutete ihr an zu schweigen. Dann zog er sein junges Weib bei Seite, um sie zu beruhigen. Seinen Arm um sie schlingend, sagte er: „Es muß einer der Diener gewesen sein, Anna."

„Es war keiner der Diener. Ich sah das Gesicht sehr deutlich; es war Jemand, den ich niemals gesehen habe; er hatte etwas sonderbares an der Lippe", fügte sie hinzu die Stimme senkend. „Es war ein todtenbleiches Gesicht; ich sage dir, ich glaube nicht, daß es einem Lebenden angehörte."

„Nein, nein, Milady, gewiß nicht!" rief die uneingeschüchterte Bridget inzwischen. — „Aber — o Sir! — sollte man denn nicht nach Mrs. Pomeroy sehen?" wendete sie sich an Leolin. „Wir verlieren hier die Zeit und unterdessen kann sie vor Schrecken gestorben sein!"

„Aber Bridget! — Mrs. Pomeroy wird doch nicht noch immer dort sein?" rief Leolin, dessen eigene Verlegenheit ihn alles Andere hatte vergessen lassen, halb betäubt aus.

„Ach ja, Sir, — deshalb wagte ich es, Sie zu belästigen; ich wollte zu den Dienstleuten nicht von der Sache sprechen. — Sie war es ja, die schrie und ihre Hände aus dem Fenster streckte."

Natürlich mußte man augenblicklich nach Mrs. Pomeroy sehen. Doch in seiner Angst für den armen verirrten Bruder Rupert zögerte Leolin wieder. Seine Anwesenheit im Thurme durfte nicht verrathen werden.

„Wollten Sie wohl mit mir hinaufgehen, Pater?" fragte er den Priester leise. „Wir zwei sollten lieber allein gehen."

Pater Andrew nickte freundlich zustimmend. — Die Geisterwelt hatte keine Schrecken für ihn; er war viel zu beleibt und guter Dinge dazu; die andere Besorgniß, bezüglich Rupert's, war ihm nicht eingefallen. Er glaubte fest, daß die ganze Geschichte ihren Ursprung in grundlosen Einbildungen hatte und daß Mrs. Pomeroy durch das Gefühl der Einsamkeit in jenem verpönten Zimmer in Schrecken versetzt worden war.

Mit einem Lichte in der Hand, begab sich also der Priester mit Leolin allein in das unheimliche Zimmer; sie wurden durch keinerlei Gesicht oder Geräusch beunruhigt. — Mrs. Pomeroy lag bewußtlos da, wohin sie gefallen war, unterm Fenster. — Sie hoben sie mit vereinten Kräften auf und legten sie auf die alte Sammetbank; die Erschütterung diente dazu, sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Sie faßte die Beiden, die sich über sie beugten, fest mit ihren verwundeten Händen an, als wollte sie sie niemals mehr los lassen.

„Verlaßt mich nicht, um des Himmels willen!"

„Nein, nein", sagte Leolin sanft in innigem Mitleiden. „Sind Sie unwohl geworden? Was hat Sie erschreckt?"

„Ist sie fort?“ flüsterte sie schaudernd um sich blickend. „Dort an jener Stelle“, fuhr sie mit schwacher Stimme fort, nach dem Bilde der Nonne deutend, aber ohne hinzusehen, „stand die Erscheinung meines Gatten! — O, ich möchte lieber sterben, als sie noch einmal sehen! als noch einmal allein mit ihr hier im Zimmer sein!“

„Meine Tochter, Ihre Furcht muß Sie getäuscht haben.“

„Pater Andrew, glauben Sie, ich habe meinen Gatten nicht erkannt? Kann ich je seine Züge vergessen und seine Lippe? Er sah wenig verändert aus; seine Augen nur waren glanzlos und sein Gesicht trug die Farbe des Grabes.“

„Sahen Sie auch wirklich die Hasenlippe?“ sprach Leolin zweifelnd. „Ich denke, das muß Einbildung gewesen sein.“

„Ich sah sie so gewiß und genau, als ich sie je bei seinen Lebzeiten gesehen. — Man flüsterte sich damals zu“, sagte sie wieder schaudernd, „daß er wiederkehrte. Man hat nie aufgehört davon zu reden.“

„Das ist auch eine einladende Nacht für Gespenster“, rief Pater Andrew mit gutmüthigem Spott, denn er hielt es am besten, die Sache nicht ernstlich zu nehmen. „Der Wind saust ja um den Thurm herum, als hätte er etwas gegen ihn.“

Leolin leuchtete im ganzen Zimmer umher. Es war Niemand darinnen versteckt; noch fand man das geringste Anzeichen, daß kürzlich Jemand außer Mrs. Pomeroy und den Fantomen ihrer Einbildung da gewesen wäre. Er leuchtete unter den Sitz; er zog den alten Sammetvorhang vor dem Bilde hinweg; da stand die unglückliche Nonne, und ihr liebliches Gesichtchen, das die warnenden Verse zu sprechen schien, ihr erhobener Finger traten dem Beschauer lebhaft entgegen. — Leolin hatte sich oft gewun-

dert, warum Guy bei seinen Lebzeiten dies Bild nicht zerstört hatte; noch mehr erstaunt war er darüber, daß Mrs. Pomeroy es nicht mit all den unangenehmen Erinnerungen, die drum und dran hingen, bei Seite geschafft hatte, während sie nach ihres Mannes Tode in der Abtei herrschte. Er wußte nicht, daß es seinem Bruder Georg daran gelegen gewesen war, den Westthurm unverändert zu lassen, und daß seine diesbezüglichen Befehle sehr streng waren. Leolin selbst hatte freilich beabsichtigt das Bild den Flammen zu übergeben, sobald er die Macht antreten würde, den Westflügel bewohnbar zu machen und, so weit er konnte, dem Aberglauben zu steuern; er hatte auch auf viele andre Neuerungen gesonnen, die während seines persönlichen Aufenthaltes in der Abtei ausgeführt werden sollten. Doch leider war er schon beim Antritt der Herrschaft wieder gestürzt worden. Und des jungen Lords Mutter hatte es gefallen, den Westflügel im alten Zustande zu lassen.

Leolin ließ den Vorhang wieder über das Gemälde fallen. Er trug das Licht in's nächste Zimmer und durchsuchte dieses; doch auch da war weder Zeichen noch Spur eines Lebenden oder Todten zu entdecken.

„Einbildung, nichts als Einbildung", flüsterte er in Pater Andrew's Ohr. Und er hoffte von ganzem Herzen, daß es wirklich nur Einbildung und Rupert nicht da gewesen wäre.

Sie halfen Mrs. Pomeroy von dem unheimlichen Orte fort. Alle Kraft schien ihren Körper verlassen zu haben; schwer hing sie an Beider Arme. Ein Windstoß fuhr durch's zerbrochene Fenster und verlöschte das Licht. Sie zitterte und schrie auf.

„Wir können unsern Weg im Mondlichte finden", sagte der Priester. „Machen Sie eine Anstrengung um Ihre Kräfte zu sam-

meln. Wissen Sie, daß Ihre Hände bluten und gepflegt werden müssen?"

Aber unterdessen hatte sich die Neuigkeit verbreitet. Gerade was Leolin zu vermeiden getrachtet hatte, fand statt: — die gesammte Dienerschaft hatte von dem Erscheinen des Geistes Kunde erhalten.

Drei junge Mägde hatten sich plaudernd im Hofe aufgehalten — denn, die Wahrheit gestanden, konnten sie sich mit unaufhörlichem Geschwätze die Zeit vertreiben, so zahlreich und daher so wenig beschäftigt war die Dienerschaft in der Abtei — als ihre erstaunten Augen plötzlich das Licht im Westthurme gewahrten: das Licht, welches Leolin Pomeroy trug. — Sie bemerkten wie es hin und herbewegt wurde; bald fielen dessen Strahlen nach dieser, bald nach jener Seite; sie sahen auch zwei sich bewegende Gestalten und erkannten in der einen, runden und kräftigen, ihren geistlichen Hirten, Pater Andrew. — Man kann ein Wunderding nicht für sich selbst behalten; das ginge nun einmal gegen die menschliche Natur. Und hier gab's etwas in der That Wunderbares, das die drei Frauenzimmer eiligst unter ihren Mitbediensteten verbreiten mußten — freilich nur mit unterdrücktem Geflüster und mit verstohlenen Handdeutungen nach dem Lichtscheine im unheimlichen Thurme. Bridget, die sich Niemand zuvorkommen lassen wollte, erklärte ihnen das Wunder: der Geist ginge heute Abend dort drinnen um! — Sie, sowohl wie ihre Herrin, hatte ihn gesehen, und ihre Lady sich kühn entschlossen hinaufzugehen um — um den Geist anzusprechen — war aber wahrscheinlich vom Entsetzen überwältigt worden. — So lange Bridget dachte, es wäre Rupert, hätte sie unter allen Umständen die Marter des unverbrüchlich-

sten Schweigens ertragen; aber mit dem Geiste des verstorbenen Lord war dies ganz etwas anderes: der war das rechtmäßige Gemeingut des ganzen Hauses — und sie konnte sich nicht genug über ihn verbreiten.

„Daß wir — daß ich mich so täuschen konnte, Madame!“ murmelte Bridget, als sie später Mrs. Pomeroy's Schläfe mit eau de Cologne befeuchtete; ihre Gebieterin war in ihr Zimmer auf ihr Bett gebracht und ihre Hände waren verbunden worden.

„Täuschen?“ wiederholte Mrs. Pomeroy.

„Indem wir dachten, es wäre der arme Mr. Rupert, der dort oben umging. Als ob der sich jemals nach Hause wagen würde!“ — Alice Pomeroy antwortete nur mit einem Wehelaut.

„Aber ihre Gestalten waren sich gleich wie ein Ei dem andern, als der Lord noch lebte, und auch die Umrisse ihres Gesichtes“, setzte Bridget fort, welche über dies wundervolle Thema bis am nächsten Morgen geredet haben würde. „Madame“, fuhr sie fort ihre Stimme noch tiefer senkend, „ich sah seine Lippe ganz deutlich bis hierher.“

Dem Entsetzen war bei Mrs. Pomeroy eine große Schwäche und Stumpfheit gefolgt; aber diese Worte erregten doch ihre Aufmerksamkeit. Wie konnte sie wissen, daß nebst ihr noch Jemand den erschreckend genauen Anblick ihres Gatten gehabt hatte? — Bridget erklärte sich deutlicher.

„Die Erscheinung erhob sich vom Boden und stand gerade vor dem Fenster im vollen Mondscheine. Im selben Augenblicke erhellte sich das Zimmer für einen Augenblick im Innern, und ich sah den Lord deutlich und klar. Milady Anna sah ihn auch, Madame, und dies erschreckte sie sehr.“

„Ich wundere mich darüber, daß ich nicht auf der Stelle starb", ächzte Mrs. Pomeroy. „Ich möchte viel lieber sterben, als ihn noch einmal sehen — und ganz allein mit ihm sein. — Bridget, ich möchte einige Minuten lang mit Pater Andrew allein sprechen. Schicken Sie nach ihm."

Bridget wandte sich der Thür zu, um sich nach dem Priester umzuschauen; aber ein Schmerzensruf ihrer Herrin brachte sie wieder an's Bett zurück.

„Sie werden mich doch nicht allein lassen!" jammerte Mrs. Pomeroy flehentlich, indem sie Bridget am Aermel fest hielt. „Schicken Sie, sagte ich. Denken Sie, ich darf jemals im Leben wieder allein gelassen werden?"

XII. Kapitel.

Bridget's Erzählung.

Unterdessen war die Lady von Pomeroy und ihre Schwägerin Joan in gänzlicher Unwissenheit über die in der Abtei herrschende Aufregung geblieben. In dem Gemache des Südthurmes wohl eingeschlossen, hörten und sahen sie nichts, das ihre Gemüthsruhe gestört hätte; noch war ihnen bis jetzt eine alarmirende Nachricht zugetragen worden. Das Theebrett war hereingebracht worden und sie bereiteten sich vor, nach ihrem langen Fasten, die frugale Erfrischung zu sich zu nehmen. — Während Joan sich mit den Tassen beschäftigte, war es, daß ein Klang wie das Klirren eines zerbrochenen Glases zu ihnen herüber drang. — Sybilla lächelte. — Ihre Unterhaltung war von der traurigsten Art gewesen, und sie ergriff die nächste kleine Gelegenheit, dieselbe von den trüben Bildern abzulenken und heiterer zu gestalten.

„Da hat einer von ihnen ein Glas fallen lassen", sagte sie, die Diener meinend. „Wahrscheinlich in den Gängen unten — ich vermuthe."

„Still, Sybilla! Horch!"

Die Lady von Pomeroy sah leicht überrascht auf Joan. Diese hielt den Theetopf, den sie eben erhoben hatte, in der Luft über den Tassen schwebend; ihr Haupt war erhoben, ihr Ohr horchend dem Fenster zugekehrt.

„Was giebt es, Joan?“

Als Antwort machte Joan eine schnelle Bewegung, welche zum Schweigen aufforderte. Während einiger Minuten horchten die beiden Damen aufmerksam — ohne daß eine von ihnen wußte, warum und worauf.

„Ich dachte einen Schrei zu hören“, bemerkte Joan, indem sie den Thee einzuschenken begann; „einen langen Schrei, wie von Jemandem in höchster Angst oder Schmerz ausgestoßen.“

„Es wird wohl der Wind gewesen sein, Joan. Oder vielleicht schrie derjenige, der das Unglück hatte, das Glas zu zerbrechen, auf.“

„Ich glaube nicht, daß es der Wind war. Das Letztere kann es eher gewesen sein. — Doch bleibe ich dabei, es klang wie ein Laut des größten Schmerzes. — Erzähle weiter, Sybilla. Was thatet ihr, du und Georg, als ihr sahet, daß es in der That eine jener gefährlichen, giftigen Schlangen war? — Ich möchte nicht in Indien leben“, fügte Joan hinzu. „Mit Bezug auf Schlangen und dergleichen Dinge mehr, würde ich mich als ein schöner Hasenfuß bewähren.“

Sie setzten ihr Gespräch bis nach dem Abendessen fort, darnach verließ Joan das Zimmer, um Lady Anna einen Besuch zu machen. Der Wind pfiff und heulte, als sie durch die Gänge schritt, als wollte er die ganze Abtei vom Grund aus erschüttern. Im unteren Corridor scheuchte Joan eine Gruppe von aufgeregten und erschreckten Weibern auf, deren Gesprächsgegenstand — das wunderbare Ereigniß des Abends — ihr Ohr erreichte. — Joan's Blut schien bei Anhörung ihrer verwirrten Reden in den Adern erstarren zu wollen. — Sie begab sich ohne Weiteres zu Leolin.

Leolin war soeben erst aus dem Zimmer seiner Frau gekommen. Anna bedurfte so sehr wie irgend Jemand der Ermuthigung. — Das Schachbrett stand auf dem kleinen Tische unter der silbernen Lampe und die Figuren noch in derselben Position, in welcher Leolin und Pater Andrew sie gelassen hatten; die Partie war noch immer nicht zu Ende geführt.

„Was ist das für ein Schrecken, der die Abtei ergriffen zu haben scheint?“ flüsterte Joan mit erbleichendem Gesichte. — „Was sagen sie? Von was sprechen sie im Hause?“

„Daß Guy nicht Ruhe findet; daß sein Geist heute Nacht umgeht“, erwiederte Leolin, der nicht in der besten Laune war, finster. „Das ist es, was sie sagen.“

„Ist er erschienen?“ fragte Joan mit einem Tone, über welchen Leolin zu jeder anderen Zeit gelacht haben würde. „Und wem?“

„Mrs. Pomeroy. Sie ging in den Westthurm und sah ihn vor dem Bilde stehen. Wir fanden sie bewußtlos liegen. — Anna sah ihn von ihrem Zimmer aus; er hielt sich dann beim Fenster auf; auch Bridget sah ihn. Ich sage dir, Joan, ich wiederhole nur, was sie behaupten.“

„Konnten sie sich nicht irren — Bridget und auch Mrs. Pomeroy?“

„Kaum — wenn sie ihn gesehen haben. Andere Gesichter kann man verkennen, nicht aber Guy's.“

Joan Pomeroy preßte im Schmerze ihre Hände an die Brust.

„Leolin, ich habe es gefühlt — ja gefühlt, daß Guy nicht Ruhe finden kann. Heute Abend, eben noch, als der Wind so wehmüthig um die Abtei herum klagte und seufzte, schien er mir zuzuflüstern, daß die Todten hier umgingen; ich bemerkte dies auch zu Sybilla. — Und da dachte ich an Guy — armer

Guy! Es war nur zu wahr, was man sich von seiner Wiederkehr nach dem Tode erzählte."

„Unsinn, Joan. Du wärst doch alt genug dazu, deinen Aberglauben abgestreift zu haben. — Ich sage, daß an dieser Sache etwas ist, was ich nicht verstehe. — Aber ein Geist! — Unsinn!"

Joan hatte einen der so schön geschnitzten grünen Sammetstühle näher an ihren Bruder herangezogen. Sie sah ihn prüfend an.

„Ich wünschte, Pater Andrew wäre hier!" rief sie, ihren eigenen trüben Gedankengang verfolgend, wie mechanisch aus.

„Pater Andrew ist bei Mrs. Pomeroy. Er wollte bei ihr bleiben, bis Norris käme, der nicht gleich zu finden war. Ihre Hände sind arg zerschnitten, glaube ich."

„Leolin, du sprichst in Räthseln", rief Miß Pomeroy, welche in ihrer Verwirrung nicht Alles aufgefaßt hatte, was ihr Leolin gesagt. „Was hat sie sich an den Händen gethan?"

„Weißt du das nicht? — Sie brach in ihrer Angst mit den Händen durch's Fenster des unheimlichen Zimmers — um Aufmerksamkeit zu erregen und Hülfe herbeizuziehen."

„Es ist mir noch immer räthselhaft. — Was konnte sie — sie — in das unheimliche Zimmer führen?"

„Bridget gab uns eine eigenthümliche Erklärung: — sie sagte, Bewegungen im Westthurme wären bemerkt worden, und da hätten sie und ihre Herrin daraus geschlossen, es müßte Rupert dort oben sein."

„Was, Rupert ist schon lange im Bette und schläft", entgegnete Joan, noch immer nicht verstehend. „Was dachte sie wohl, was ihn in den Westthurm geführt hätte? Und warum sollte sie, Mrs. Pomeroy, nach Rupert sehen?"

„Joan! Nicht der Knabe; Rupert der Flüchtling."

Joan Pomeroy sah ihren Bruder an. Eine dunklere Färbung überzog ihr Gesicht, als sie den Sinn seiner Worte aufzufassen begann. Eine lebhafte Angst erfaßte sie.

„Es kann doch nicht Rupert sein. Könnte er es sein, Leolin?"

„Nein, nein, er würde doch nicht so wahnsinnig handeln. Und dann, wie hätte er in den Westflügel gelangen können? Die Schlüssel waren an ihrem Platze. Bridget holte sie aus dem Schranke für Mrs. Pomeroy, die hinaufgehen wollte."

Joan warf ihren Kopf mit stolzem Unmuthe zurück.

„Und sie ging hinauf! Was trieb sie dazu? Hat sie noch nicht genug Unglück über das Haus gebracht, dadurch, daß sie sich vor neun Jahren heimlich hinaufschlich? Warum that sie es nun wieder, Leolin?"

„Du hast mich nicht verstanden, Joan. Sie sah oder bildete sich wenigstens ein, die Bewegungen eines Mannes im Westthurme zu sehen, und sie fürchtete, es könnte Rupert sein; Bridget natürlich bestärkte sie in diesem Gedanken, und deshalb ging sie hinauf, um ihn vor der Gefahr der Entdeckung, die er liefe, zu warnen. Ich glaube, dies eine Mal handelte sie in guter Absicht und aus Pflichtgefühl."

„Und — weiter, ich bitte dich."

„Sie fand keine Spur von Rupert; aber sie sah, wie sie behauptet, Guy, ihren Gatten. Außer sich vor Schrecken fuhr sie mit den Händen durch die Fensterscheiben und schrie um Hülfe. Bridget wachte an ihrem Fenster, und als sie den Hülferuf ihrer Herrin vernahm, stürzte sie zu mir herein; darauf ging Pater Andrew und ich in den Thurm hinauf."

„Und — ihr sahet.....?" fragte Joan bebend.

„Wir sahen Mrs. Pomeroy mit blutenden Händen in tiefer Ohnmacht unter dem zerbrochenen Fenster liegen."

„Ich meinte — sahet ihr sonst etwas?"

„Anderes konnte doch nicht zu sehen sein."

Aber die Dinge konnten selbst für diese Nacht nicht so bleiben, wie sie waren. Die Dienstleute mußten beruhigt, der Westflügel wieder abgesperrt werden. Joan begab sich zu Lady Anna, und Leolin zu der Dienerschaar, die müßig herumstand, hinab. Er befahl ihnen, ihn in den Westflügel zu begleiten und mit ihm die Zimmer zu durchsuchen, ehe sie abgesperrt wurden. Jedoch die abergläubische Schaar zog sich zurück; jeder Einzelne wäre für seinen Theil lieber von dieser Expedition weggeblieben. Leolin wurde ärgerlich.

„Es sind doch Eurer genug da", rief er spottend; „fürchtet Ihr Euch auch in solcher Anzahl den Gang zu wagen? Fürchten Sie sich, Jeffs? ein alter Mann wie Sie es sind!"

„Nicht doch, nein, Sir; ich will wohl gehen", erwiederte Jeffs. „Man soll nicht sagen können, daß der älteste Diener der Familie, mit Ausnahme Jerome's, sich vor dem Herrn, dem er diente, sei er nun lebend oder todt, fürchtete." Doch sprach auch Jeffs nicht mit dem Ausdrucke des größten persönlichen Muthes. Er hatte dreien Generationen der Pomeroys als Kutscher gedient: zuerst dem alten Lord; dann dem unglücklichen Guy, bei dessen Hochzeit er beinahe das Leben verloren hatte; dann, während seiner kurzen Regierungszeit, Leolin Pomeroy, und nun dem jungen Knaben, Rupert. Jeffs konnte sich nicht herablassen, einer geringeren Persönlichkeit in der Familie zu dienen, als dem regierenden Lord: so verlangte es der Pomeroys-Gebrauch; gewisse Diener gingen, wie durch Erbrecht, von einem Lord auf seinen Nachfol-

ger über. Aber dieses Bewußtsein genügte nicht, heute Nacht Jeffs' Muth zu stählen. Und doch war Jeffs volle sechzig Jahre alt; es war daher, wie er sich selbst vorsagte, höchst unvernünftig von ihm, sich vor Gespenstern zu fürchten. Er fühlte dies so sehr, daß er ein Licht erfaßte und mit dem Versuche eines gelassenen Benehmens den Zug anführen wollte. Er ging muthig einige Schritte vorwärts, dann wandte er sich um und fragte, wer ihm folgen wollte. — Das Beispiel ist ansteckend. Mehrere von den Leuten drängten Jeffs nach, unter ihnen Bridget und zwei oder drei andere Mägde. Cox kam herzugeeilt; er war bei seinem Schlüsselverschlage gewesen. „Die Schlüssel des Westflügels sind nicht da, Sir", bemerkte er zu Leolin.

„Nicht da? Wo mögen sie wohl sein?" sagte Leolin. „Ob Mrs. Pomeroy sie nicht mit sich herabgenommen hat? Geht hinauf und wartet im ersten Zimmer auf mich, ich will Mrs. Pomeroy nach den Schlüsseln fragen."

Sie setzten sich in Bewegung. Mehrere von ihnen trugen Lichter. Dicht aneinander gedrängt und in leisem Tone sprechend, kamen sie langsam vorwärts. Sie durchschritten den Nordthurm und hielten im ersten Zimmer des Westflügels an, so wie es ihnen befohlen worden war. Jeffs wandte sein Licht nach allen Seiten, um sich zu vergewissern, daß nichts Unheimliches in ihrer unmittelbaren Nähe sei. Der Wind heulte anhaltend und rüttelte an den Fenstern.

„Ich frage, Jeffs, glaubt Mr. Leolin, daß Jemand in diesen Zimmern verborgen ist?" fragte Markham, einer der Lakaien.

„Der heilige Schutzpatron der Pomeroys nur kann das wissen!" erwiederte Jeffs. „Er mag wohl fürchten, daß Jemand Mrs. Pomeroy einen Streich gespielt hat."

„Welcher Unsinn! Als ob er so etwas denken könnte!“ entgegnete Bridget darauf. „Als ob ein Sterblicher durch verschlossene Thüren in Zimmer, die seit Jahren abgesperrt waren, dringen könnte!“

„Bridget, wie sah er aus?“

„Nun, er sah aus, gerade so wie der Lord aussah, als er noch unter uns lebte. Denkt zurück an ihn, wenn Euch Euer Gedächtniß treu ist, und stellt ihn Euch vor. Gerade so sah sein Geist heute aus, nur daß sein Gesicht weißer und durchsichtiger aussah. Ich war die erste, die ihn jemals sah, wie Ihr wißt“, setzte Bridget schnell hinzu, stolz darauf dies von sich sagen zu können.

„Dies war am selben Abend nach dem Begräbnisse, nicht viele Stunden darnach. Und er sah damals so aus wie heute.“

„Nicht mit dem zerschlagenen Gesichte?“ fragte einer schaudernd. „Welch ein Gesicht das war! Niemand wagte es, das Tuch zu heben und es anzusehen, wie er damals todt dalag.“

Bridget schüttelte das Haupt. „Die Geister erscheinen niemals mit dem Zeichen von dem, was sie aus der Welt geschickt hat, sondern immer so, wie sie waren, als sie noch gesund darauf umhergingen. Dies bewieß die arme Nonne. Hat man sie je anders als in der vollen Schönheit ihres Gesichtes und ihrer Gestalt gesehen? so schön, als sie war, ehe sie sich zu Tode stürzte? Und hatte man sie nicht fürchterlich zerschlagen und entstellt im Hofe aufgelesen und sie so in ihr Grab gelegt? Und doch kam ihr Geist vollkommen schön wieder; so ist es auch mit dem Lord von Pomeroy.“

„Erzähle uns noch einmal die Geschichte, Bridget, wie du ihn am Abend nach dem Begräbnisse zum ersten Mal gesehen.“

„Es war so“, fing Bridget durchaus nicht unwillig an. „Ihr

erinnert Euch, wie, als der Lord aufgebahrt dalag, alle Welt meilenweit aus der Runde herankam, um ihn noch zu sehen und dem Begräbnisse beizuwohnen. Nicht eine Seele, arm oder reich, gesund oder krank, wollte dies versäumen, mit Ausnahme meiner Schwester, der armen Avice, die nicht sehr lange darauf starb. Sie war damals schon sehr krank und noch dazu war ihre Zeit nahe und sie wollte nicht herkommen; ihr Mann auch wollte nicht, daß sie ginge. Sie sagte, wenn sie den Lord in seinem entstellten Zustande sähe, könnte sie seinen Anblick niemals mehr los= werden. Kranke Leute haben so ihre Eigenheiten, wie man weiß."

„Sie würde nichts Ungewöhnliches gesehen haben. Sie hätte das Tuch nicht von seinem Gesichte zu heben gebraucht."

„Nun, sie fürchtete sich aber, und sie wollte nicht kommen. Sie nahm mir aber das Versprechen ab, nach dem Begräbnisse zu ihr zu kommen, und ihr Alles davon zu erzählen, damit sie auch so viel darüber wüßte, als ihre Nachbaren, denn sie wollte es die Andern gar nicht wissen lassen, daß sie nicht dabei war."

„Es war ein prächtiges Begräbniß."

„Niemals gab's ein prächtigeres. Es waren sogar mehr Menschen dabei als bei der Bestattung des alten Lord. Der Tod Lord Guy's war ungewöhnlich, seht Ihr, und so strömten die Leute von weit und breit herbei. Man konnte vor Gedränge nicht in die Kapelle kommen; die Hälfte der Leute mußte draußen knieen. Und die Priester! Wie viele ihrer waren! Pater Andrew war der Geringste unter ihnen. Nun, ich vergaß mein Avice gegebenes Versprechen nicht und machte mich im Halbdunkel auf den Weg. Es war eine finstere, windige Nacht. Ich wickelte meinen schwarzen Shawl dicht um mich herum und setzte mich in schnellen Schritt, um wieder bald zu Hause zu sein und Theresa

abzulösen, welche es übernommen hatte, in meiner Abwesenheit über das schlafende Kind, die kleine Miß Mary, zu wachen. Und ich wählte den Feldweg, ich Dummkopf, ich! weil er ein Stückchen näher war. Ihr kennt jene Heuschober in der Senkung?"

Bridget hatte vor den letzten Worten eine Pause gemacht und ihren Redeton zu einem der geheimnißvollen Scheu umgestimmt. Ihre Zuhörer drängten sich näher an sie heran, die Lichter schienen hell auf die dunkle Täfelung der Mauern.

„Es fing ein wenig zu regnen an, gerade als ich mich dem Heuschober näherte; es waren damals ihrer weniger als dieses Jahr. Ich sah mich um, ob wohl ein starker Regen käme, denn ich wollte meine neuen Trauerkleider nicht verderben lassen. Als ich mich wieder nach vorwärts wandte, sah ich dicht vor mir eine Gestalt; woher sie gekommen, wenn sie nicht aus dem Boden gekommen, hätte ich nicht zu sagen gewußt. Es war — es war... Horch! Was ist das?" schrie Bridget abbrechend auf.

Sie bekreuzten sich und schauderten, Einer wie der Andere. Irgend ein dumpfes Geräusch war ganz gewiß aus der Richtung des Westthurmes gehört worden.

„Es war nichts anderes als der Wind", rief Cox, der mit Verachtung auf den übertriebenen Aberglauben seiner Kameraden herabsah. „Wie schnell Ihr Euch was einbildet!"

„Jawohl, es war der Wind", warf Jeffs hin. „Vielleicht fiel eine Thür zu. Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, Bridget." Denn eben diese Geschichte hatte einen eigenen Reiz für die Zuhörer, obwohl die meisten von ihnen sie schon oft genug gehört hatten.

„Wo war ich geblieben?" fragte Bridget. „O, gerade da, wo die Gestalt plötzlich vor mir stand. Ja, es war diejenige unseres armen Lord, den wir eben erst in sein Grab gelegt hatten. Ich

sah ihn deutlich. Ich sah seine todten Augen und seine Hasen-lippe, und dann stürzte ich mich auf den Heuschober und vergrub mein Gesicht darein, und schrie als ob ich tausendmal ermordet werden sollte. Brill hörte mich bis in seiner Hütte, anderthalb Felder weit, und kam mir zu Hülfe."

„Und die Erscheinung, wohin kam die?"

„Wie kann ich das sagen? Sie verschwand, wie sie gekommen war. Brill brachte mich nach Hause in die Abtei, und die ganze Geschichte wurde vertuscht. — Ich bin seitdem niemals mehr Abends und allein an jenen Heuschobern vorübergegangen, und ich will es auch nie mehr thun."

„Einer der Knaben des Försters sah ihn auch", fügte Jeffs flüsternd ein. „Ich glaube, es war in derselben Nacht. Der Knabe kam durch den tiefen Grund — und da stand der Lord bei dem Feldsteige. Sein Hund wollte nicht vorüber und zitterte noch fürchterlich, als sie, nachdem das Ding verschwunden war, bei der Stelle vorüberzogen. Die stummen Thiere haben einen tödtlichen Schrecken vor übernatürlichen Dingen; noch viel ärger als wir Menschen. — Andere Leute sahen ihn auch."

„Ja, ja", sagte Bridget wieder. „Der Lord hat keine Ruhe gefunden. Und er wird sie auch nicht finden — bis —; aber ich scheue mich es auszusprechen."

„Was auszusprechen? Wir sind unter uns, Bridget."

„Nun denn, so lange als er, der ihn aus der Welt sandte, lebend darauf umhergeht. Wenn einmal Mr. Rupert ihm nachgefolgt ist, dann erst wird die Seele des armen Lord Ruhe finden."

Eine eigenthümliche, überraschende Unterbrechung hatte hier statt. Jeffs, der sich nicht ganz über das Geräusch, das sie gehört hatten, beruhigt fühlte, blieb den Zimmern, woher der

Laut gekommen war, zugewendet. Die Thüren standen weit offen, und plötzlich sah er — oder glaubte er zu sehen — eine Gestalt, die sich ihnen zubewegte. Sein Herz hörte beinahe zu schlagen auf; die Haare standen ihm zu Berge! — Jeffs konnte nicht sprechen, aber er berührte einen der Nächststehenden und deutete nach der Tiefe der Zimmerflucht.

Durch die Mondstrahlen, die quer durch die Zimmer auf den Fußboden niederglitten, kam es schwebend auf sie zu — die hohe geisterhaft bleiche Figur eines Mannes mit wachsfarbenen Zügen und verglasten Augen. — Wie zu Stein erstarrt standen sie da und blickten mit gelähmtem Herzschlag entsetzensvoll auf die Erscheinung. Immer näher glitt sie, bis plötzlich die letzte Thür, die noch zwischen ihr und den Leuten lag, mit einem lautfallenden Schlag zufiel. — Ueber Hals und Kopf, die Treppe hinab, der tapfere Jeffs mit seiner Leuchte der ganzen Gesellschaft voran, Bridget in der Mitte sich an so vielen fremden Gewändern anhaltend, als sie Hände hatte — fort ging's, unaufhaltsam fort! — Unten im Bogengange begegnete ihnen Pater Andrew. Mrs. Pomeroy wußte nicht zu sagen, was aus den Schlüsseln geworden war.

Der Priester schalt sie tüchtig aus. Er sagte, Jeffs sollte sich schämen, ein so alter Dummkopf zu sein, und er bestand darauf, daß sie zurückkehrten, um die Thüren zu versperren und die Schlüssel, welche oben irgendwo liegen müßten, herab zu bringen.

Nein, nicht um die ganze Welt! Nicht einmal aus Gehorsam und Respekt vor Seiner Ehrwürden, wollten sie noch einmal dem Geiste des Lord von Pomeroy begegnen.

Der Priester sah ein, daß er selbst gehen müßte, wenn da etwas geschehen sollte. Er nahm Jeffs das Licht aus der Hand

und ging schnell voran, ihnen gebietend ihm zu folgen. Es war natürlicherweise wohl bekannt, daß kein Geist sich in die Nähe eines Priesters wagte, besonders wenn derselbe eine geweihte Reliquie bei sich in der Tasche trug — was nach allgemeiner Voraussetzung bei Pater Andrew der Fall war — und so stiegen sie, ihm nach, die Treppe wieder hinan. Bridget blieb nicht zurück. — Man mag sagen, was man will, es liegt ein wunderbarer, unbestreitbarer Zauber in einer Geistererscheinung, eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

„Ihr Tölpel, Ihr Gänse!" sprach der Pater vorwurfsvoll, indem er, mit der Kerze umherleuchtend durch die Reihe der Zimmer schritt und nichts als absolute Stille und Leere vorfand. „Was giebt es da sich zu fürchten? — Ich möchte nicht Euere Feigherzigkeit haben — nein, und wenn man mich morgen dafür zum Cardinal machte!"

„Pater" — und wir können versichert sein, es war Bridget, die sprach — „wenn nichts hier war, wer hat denn die Thüren alle zugemacht? Sie waren früher offen?"

„Wer? Nun der Wind."

„O, denken Sie nur, Pater, wenn der Wind auch eine Thür zuschlägt, so wird er doch nicht ein Dutzend nach einander schließen", warf die beharrliche Bridget dagegen ein.

Doch Pater Andrew schritt weiter, so schnell es seine Beleibtheit erlaubte; er spöttelte nur über ihre abergläubische Thorheit. Die Zimmer waren ganz leer; das unheimliche Zimmer, das sie endlich erreichten, sah aus, als wäre es seit Jahren unberührt geblieben, mit Ausnahme des alten verschossenen Sammetsofas, auf welchem der Schlüsselbund lag.

„Nun denn", rief der Priester sein Licht nochmals herum-

schwingend, „seid Ihr überzeugt, daß gar nichts hier ist und daß auch nichts hier gewesen ist? — Der Geist des Lord — in der That! — eben so wenig wie der Euere da sein kann, da ihr Euch noch nicht in Geister aufgelöst habt. — Jeffs, Mann, ich würde Augengläser aufsetzen, wenn mir meine Augen so schlecht dienten, wie Euch die Eurigen."

Jeffs schüttelte seinen hartnäckigen alten Kopf. „Alles eins, Euer Ehrwürden — ich hab' ihn gesehen. — Die Andern haben ihn Alle gesehen."

„Ihr habt einen Besenstiel gesehen!" spottete der Priester ärgerlich.

Er trieb sie vor sich hin, durch die Zimmer, und verschloß eigenhändig alle Thüren, eine nach der andern; zu allerletzt auch den Nordthurm. Mit einer Ermahnung nächstens nicht wieder so einfältig zu sein, entließ der Priester die Leute, welche sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten, und begab sich in das Zimmer, in dem er von seiner Schachpartie aufgeschreckt worden war. Leolin betrat es in demselben Augenblicke.

„Wollen wir unsere Partie zu Ende spielen?" fragte der Pater gleichmüthig, indem er sich dem Tischchen näherte.

„Pater, was kann es sein, das den Frieden der Abtei stört?" rief Leolin leidenschaftlich aus, ohne auf des Priesters Vorschlag zu achten.

„Leeres Gerede", erwiederte Pater Andrew ruhig. „Es gab wohl nie einen so unwissenden, abergläubischen Haufen, als Ihre Dienerschaft. Ihre Thorheit könnte den Gleichmuth einer ganzen Colonie von Märtyrern erschüttern."

„Ich fühle, daß sie mich erschüttert hat", bemerkte Leolin, sich die Stirne trocknend.

Pater Andrew sah ihn erstaunt an und wußte kaum, wie er dies Geständniß auffassen sollte.

„Sie erschüttert, mein Sohn?!“ wiederholte er, ein Lächeln unterdrückend. „Hat Sie die Geistergeschichte angegriffen?“

„Geist!“ warf Leolin im schmerzlichen Tone zurück. „Das ist es nicht. — Verstanden Sie mich nicht, Pater? Ich dachte, Rupert wäre dort; daß er zurückgekehrt wäre. Ich dachte wirklich so. Ich bin noch nicht ganz beruhigt.“

„Nun, hören Sie einmal“, sagte der Priester. „Sie quälen sich unnöthigerweise. Solche Einbildungen sind ungereimt. Es kann nicht sein. Ich, für meinen Theil, möchte lieber an den Geist glauben, als die andere Ansicht annehmen; in der That, ich zöge das Eine dem Anderen vor. Es ist ja zu unmöglich! — Rupert Pomeroy würde sich so wenig hierher wagen — hierher in die Abtei — als er mit seinem eigenen Willen den Kopf in eines Löwen Rachen stecken würde. Seien Sie dessen versichert, mein Sohn.“

Leolin seufzte erleichtert auf. Nur in einzelnen Momenten war ihm die Furcht wiedergekehrt; nun sagte ihm seine Vernunft mit dem Priester, daß eine Wiederkehr Rupert's geradezu undenkbar wäre.

„Und hier sind die Schlüssel“, sagte Pater Andrew, indem er den gewichtigen Bund auf eine schwarze Marmorkonsole legte. „Ich habe alle Zimmer sicher abgesperrt.“

Leolin nahm die Schlüssel an sich. Für die Zukunft gedachte er sie selbst zu verwahren, anstatt sie Cox, dem Schließer, auszuliefern.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

P. Greiner
Buchbinderei
München 2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Ellen,

Die Abtei von Pomeroy In's Deutsche übertragen von Maria Orm. Autorisirte Uebersetzung

Bd.: 2

Strassburg 1879
P.o.angl. 545 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11391324-3